



Deutscher
Akademikerinnen
Bund e.V.

Member of International Federation of University Women

Biographien von Naturwissenschaftlerinnen des Deutschen Akademikerinnen Bundes e.V.



**Eine Interviewreihe der DAB-Arbeitsgruppe
Frauen in Naturwissenschaft und Technik**

als Festschrift des DAB zum 75-jährigen Jubiläum

Das Titelbild wurde auf einer Anatomen-Tagung in München im Jahr 1912 aufgenommen. Die einzige Frau, mit der weißen Bluse, sitzt in der letzten Reihe.

Wir möchten uns sehr herzlich bei Herrn Dr. Rolfing von der Abteilung „Handschriften und seltene Drucke“ der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek, Papendiek 14 in Göttingen, für seine Mühe bei der Auswahl des Bildes aus dem obigen Archiv bedanken.

Das Deckblatt wurde gestaltet von Dr. Sabine Hartel-Schenk aus Kassel.

ISBN 3-00-007779-0

Inhaltsverzeichnis	Seite
Grußwort von Dagmar Pohl-Laukamp Vorsitzende des Deutschen Akademikerinnenbundes	3
Vorwort von Barbara Leyendecker und Karin Schmitz Arbeitskreis "Frauen in Naturwissenschaft und Technik"	5
Prof. Dr. Ida Valetton - Geologin Auf den Spuren des Aluminiums um die Welt <i>Bärbel Strübing</i>	7
Christa Doehring - Physikerin "Das Wichtigste war, dass wir lernen durften" <i>Karin Schmitz</i>	19
Prof. Dr. Mechthild Rommel - Agrarwissenschaftlerin "Die Umsetzung ist ein langer Weg" <i>Anette Schüssler</i>	26
Dr. Cilly Weichan - Physikerin "Hart arbeiten wie ein Mann, aber eine Dame bleiben" <i>Antonia Rötger</i>	30
Dr. Annerose Heydemann - Mineralogin "Ich selbst hatte immer viel Glück in meinem Leben" <i>Anette Schüssler, Silke Dollinger</i>	36
Prof. Dr. Ingeborg Falck - Ärztin "Ich bin eine höhere Tochter aus Lichterfelde"	41

Antonia Rötger

Charlotte Siebers - Physikerin **45**

Die Eltern bereiteten das gute Klima für die Studienfachwahl

Anette Schüssler

Dr. Maria Hopf - Biologin **55**

Die Symbiose von Biologie und Geschichte

Karin Schmitz

**Prof. Dr. Asta Hampe - Diplom-Ingenieurin und
-Volkswirtin** **60**

Mit einem Radio fing alles an

Birgit Zich

Literaturverzeichnis **71**

Kurzbiographien der Autorinnen **74**

Grußwort

Liebe Kolleginnen, liebe Freunde des Deutschen Akademikerinnenbundes

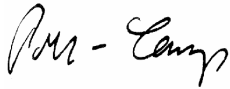
Am 11. Mai 1926 ist der Deutsche Akademikerinnenbund in Berlin von Dr. Marie-Elisabeth Lüders, Dr. Agnes von Zahn-Harnack und Emmy Beckmann gegründet worden. Jetzt feiern wir in Berlin das 75-jährige Jubiläum unseres Verbandes. Damals ging es darum, Bildungsmöglichkeiten für Frauen weiter zu öffnen, zu erweitern und zu sichern sowie der einzelnen Frau im Verband Rückhalt zu geben. Der Zusammenschluss der Akademikerinnen diene – wie es in der ersten Satzung des Vereins formuliert war – der Sicherung des Einflusses und der Geltung der akademisch gebildeten Frauen im deutschen Kulturleben, ihrer geistigen und wirtschaftlichen Förderung sowie der Vertretung ihrer beruflichen Interessen. Dies ist im wesentlichen bis heute so geblieben. Die Vielfalt der Aufgaben des DAB spiegelt sich in seiner Satzung – von der Förderung wissenschaftlicher Arbeit auch von Studentinnen über den beruflichen Erfahrungsaustausch und die Pflege internationaler Zusammenarbeit bis hin zur Mitarbeit an den Angelegenheiten des öffentlichen Lebens und der Durchsetzung der Gleichstellung von Mann und Frau.

Viele Tabus sind inzwischen überwunden, viele Rechte für Frauen – oft mit Hilfe der obersten Gerichte und des Bundesverfassungsgerichtes – erstritten worden. Es gibt Frauen in führenden Positionen in Politik, Wirtschaft und Wissenschaft. Aber noch sind wir weit entfernt davon, dass Frauen im gesellschaftspolitischen Bereich so gleichgestellt sind, dass sie keiner Unterstützung mehr bedürfen. Männerbünde, feingespinnene Seilschaften, Sparmaßnahmen, abgeschottete Hierarchien verhindern immer wieder, dass Frauen ganz selbstverständlich die Positionen erhalten, die ihnen gebühren.

Mutige Frauen, Frauen mit Vorbildfunktion hat es im DAB viele gegeben. Ich erinnere an den Prospekt und den Kalender, den wir zum 70-jährigen Bestehen des DAB herausgegeben haben, und in dem wir zwölf von ihnen unter dem Titel "Frauen machen Geschichte" vorgestellt haben.

Heute wollen wir Ihnen eine Festschrift übergeben, die der Arbeitskreis "Frauen in Naturwissenschaft und Technik" gestaltet hat: In Interviews hat er die Lebensläufe von Frauen, die dem DAB angehören, nachgezeichnet. Sie haben allesamt eine naturwissenschaftlich technische Ausbildung und einen entsprechenden Beruf gewählt und berichten von den Schwierigkeiten, aber auch von den Höhepunkten, die eine solche Berufswahl ihnen gebracht hat. Ich denke, dass diese Festschrift dazu beitragen wird, uns zu ermutigen, nicht nachzulassen in unseren Bemühungen, Netzwerke für Frauen zu schaffen, Solidarität untereinander zu üben und unsere Stimme überall dort zu erheben, wo die Verwirklichung gleicher Rechte für Frauen an Vorurteilen, Engstirnigkeit, Macht und Egoismus zu scheitern droht. Die Politik werden wir dabei nicht nach dem beurteilen, was gesagt wird, sondern wie gehandelt wird.

Es gilt immer noch, Mädchen und Frauen Mut zu machen, ihren Lebens- und Berufsweg unabhängig von Art und Umfang männlicher Konkurrenz gemäß ihren Fähigkeiten und Neigungen zu wagen und ihn bis zur Spitze des ihnen Möglichen auch zu gehen. Wenn wir unsere Satzungsziele in konkretes Handeln umsetzen, so wie es die Gründerinnen des DAB in ihren vielfältigen Aktivitäten vor und nach dem Zweiten Weltkrieg getan haben, ist mir um die Zukunft des DAB nicht bange. In diesem Sinne wünsche ich uns allen ein nachdenklich-heiteres 75-jähriges Jubiläumsfest.



Dagmar Pohl-Laukamp
Vorstandsvorsitzende des DAB

Vorwort

Naturwissenschaftlerinnen und Ingenieurinnen sind in vielen Bereichen heute selbstverständlich, auch wenn sie in manchen Fächern noch immer deutlich unterrepräsentiert sind. Wie erging es eigentlich Frauen, die bereits vor 50 Jahren ein naturwissenschaftliches oder technisches Studium aufgenommen haben? War es für Frauen damals schwieriger, in einem "Männerberuf" zu arbeiten oder hat ihnen der exponierte Status vielleicht sogar geholfen?

Mitglieder des Arbeitskreises "Frauen in Naturwissenschaft und Technik" des DAB, fast alle selbst Naturwissenschaftlerinnen oder Ingenieurinnen, haben unter den bereits im Ruhestand stehenden DAB-Mitgliedern nach Kolleginnen gesucht und die in dieser Broschüre veröffentlichten Biographien erstellt. Vor dem Hintergrund der eigenen Berufserfahrung war es besonders interessant (und amüsant), die Berichte der älteren Kolleginnen zu hören. Über einige Schwierigkeiten, mit denen Naturwissenschaftlerinnen in früheren Jahren noch konfrontiert waren, kann man heute schmunzeln, manches hat sich seitdem kaum verändert und manchmal waren Eltern, Lehrer oder andere Bezugspersonen der jungen Frauen selbst für heutige Verhältnisse erstaunlich fortschrittlich.

Wir möchten mit dieser Broschüre nicht nur dazu beitragen, die interessanten Lebenswege der portraitierten Kolleginnen nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Wir wollen auch jungen Frauen, die sich heute für einen Beruf entscheiden müssen, Mut zu einem vermeintlich "schwierigem" Studium machen, ihnen zeigen, dass Naturwissenschaft und Technik für Frauen genauso spannend und faszinierend sein können wie für Männer.

Die Biographien sind geprägt durch Kriegs- und Nachkriegsjahre und dokumentieren ganz unterschiedliche Lebenswege. Gemeinsam ist allen Frauen aber die Begeisterung für ihr Fachgebiet, das Engagement, mit dem sie ihren Beruf ausgeübt haben und die wissenschaftliche Neugier, die auch nach Eintritt in den Ruhestand keineswegs nachgelassen hat - ein Zeichen,

dass diesen Wissenschaftlerinnen der Beruf nicht nur Broterwerb, sondern tatsächlich Berufung war. Fast alle informieren sich auch heute noch aus Fachzeitschriften über wissenschaftliche Neuigkeiten, einige besuchen Fachtagungen und eine der portraitierten Frauen hat gerade gemeinsam mit einem Kollegen eine neue Auflage ihres Lehrbuches herausgegeben.

Die Frauen, deren Biographien diese Broschüre enthält, stellen eine Auswahl aus den Mitgliedern des DAB dar, da leider nicht alle interessanten Lebensläufe aufgenommen werden konnten. Stellvertretend für alle in dieser Broschüre nicht berücksichtigten Naturwissenschaftlerinnen sollen hier die Physikerinnen Dr. Margot Herbeck und Irene Lochte-Holtgreven sowie die Architektin Barbara von Dobrzynsky erwähnt werden.

Allen Kolleginnen, die bereit waren, uns Rede und Antwort zu stehen, möchten wir herzlich danken, ebenso den Mitgliedern des Arbeitskreises, welche die Biographien erstellt haben. Wir hoffen, dass der Elan und die Schaffenskraft der im "Unruhestand" befindlichen Kolleginnen noch lange anhält und wünschen allen Leserinnen und Lesern viel Vergnügen bei der Lektüre.

Karin Schmitz

Barbara Leyendecker

Dr.-Ing. Karin Schmitz

*Koordinatorin des Biographie-
projektes*

Dipl.-Ing. Dipl.-Wirtsch.-Ing.

Barbara Leyendecker

Vorsitzende des Arbeitskreises

*Frauen in Naturwissenschaft und
Technik*

Prof. Dr. Ida Valetton, geb. Meggendorfer - Geologin

Auf den Spuren des Aluminiums um die Welt

Frau Prof. Valetton wurde 1922 in Hamburg als erstes Kind in die Medizinerfamilie Dr. Fr. Meggendorfer hineingeboren. Urgroßvater, Großvater und Vater übten diesen Beruf aus. Ihre drei jüngeren Schwestern folgten der Familientradition und studierten Medizin und waren später auch wie sie selbst mit Medizinern verheiratet.

Also, ich war wirklich die einzige Abtrünnige in der Familie, die den Weg zu den Naturwissenschaften gesucht hat.



Ida Valetton 1975

Sie besuchte eine kirchliche Schule in Hamburg und erhielt dort eine strenge katholische Erziehung. Auch im Elternhaus wurde sie zu Verantwortungsbewußtsein, Pünktlichkeit und Ordnung angehalten. Als Älteste musste sie sehr schnell vernünftig werden, oft nachgeben und z.B. die

kleineren Schwestern sicher von der Schule nach Hause geleiten.

Der Vater engagierte sich sehr in der Klinik und beschäftigte sich außerdem intensiv mit wissenschaftlichen Arbeiten. Die Mutter war eine talentierte, tüchtige Hausfrau mit viel Geschick in der Haushaltsführung. Sie wanderte gern mit den Kindern in der Natur. Eigentlich hatte sie Malerin werden wollen, und so nahm sie immer einen Skizzenblock mit. Auf diese Weise lernten die Kinder, die Natur zu sehen, sie wiederzugeben und zu bewundern. Das Zeichentalent hat Ida von der Mutter geerbt, denn sie hat später sehr gern gezeichnet und gemalt und tut es heute noch regelmäßig.

1935 zog die Familie nach Erlangen, wohin der Vater einen Ruf als Ordinarius für Psychiatrie erhalten hatte. Dort legte Ida auch das Abitur ab. Zu ihren Lieblingsfächern zählten die Naturwissenschaften. Ihr besonderes Interesse galt der Biologie, weil sie eine ausgezeichnete Lehrerin in diesem Fach hatte, die in ihrem Wissen der Zeit weit voraus war, sogar ein Standardlehrbuch geschrieben hat. Diese Lehrerin begeisterte die Schülerinnen mit Erzählungen über eine große Brasilienreise. Eine solche Reise war zur damaligen Zeit sehr ungewöhnlich.

Nach Brasilien zu fahren war in der Jugendzeit meiner Lehrerin wirklich ein Abenteuer erster Klasse. Und sie konnte sehr lebendig vom Atlantischen Ozean, von den Gesteinsformationen und von der Vegetation in Brasilien berichten, und alles das hat natürlich meinen Abenteuersinn geweckt. Als streng erzogene und gehorsame Tochter habe ich mit meinen Eltern meine Studienpläne besprochen. Ich wollte nicht Medizin, sondern natürlich wie meine Lehrerin Biologie, Chemie und Geographie für das Höhere Lehramt wählen.

Nach einem Arbeitsdienstjahr absolvierte sie ihr Studium von 1940-1944 in Erlangen, München und Graz. Durch das Kriegsgeschehen ergab sich eine sehr kurze und intensive Studienzeit, 3 Trimester/Jahr, die nur in den Sommerferien von verantwortungsvollen und schwierigen Arbeitseinsätzen unterbrochen wurde. Neben den gewählten Studienfächern interessierte sie sich sehr für Geologie, besonders für die Entstehungsgeschichte der Erde. Sie konnte ohne Staatsexamen 1944 – die Russen rückten auf Graz vor – in Geologie promovieren. Sie fand im Fachbereich Mineralogie der Universität Göttingen im November desselben Jahres eine Anstellung als Unterrichtsassistentin. In dieser Zeit gab ihr Chef die Neuauflage eines Lehrbuches heraus, und sie illustrierte es.

Göttingen war sehr interessant für mich, vor allem, weil dort die öffentlichen Vorträge der Akademie der Wissenschaft stattfanden, die mich sehr stimuliert und zum Nachdenken angeregt haben. Ich habe dort all die berühmten Physiker kennengelernt, z.B. konnte ich Vorträge von C.F.v. Weizäcker, Heisenberg und Max Planck hören.

Sie kündigte 1947 ihre Göttinger Stelle wegen einer Verlobung, die sie allerdings nach einem halben Jahr wieder löste. Ihr war inzwischen bewusst geworden, dass sie nicht Hausfrau werden wollte und schon gar nicht in eine streng katholische Familie gepasst hätte. Nach dieser persönlichen Entscheidung bewarb sie sich in Würzburg im Fachbereich Geologie und erhielt bei Prof. Wurm eine Assistentenstelle von 1948-52.

Es war eine sehr interessante Zeit für mich. Nach dieser Verlobung habe ich mich auch innerlich selbständig gemacht. Ich hatte einen Chef, der sehr streng war, der fachlich sehr gut war, der sehr viel

wusste, ein geborener Pädagoge war und das Wissen exzellent vermitteln konnte. Wir hatten große Scharen von qualitätsmäßig guten Studenten, die ernsthaft studierten und schnell ein fachlich hohes Niveau erreichten. Sie waren eine Konkurrenz für mich, ich hatte feste mit zu lernen, denn meine Ausbildung war ja nur kurz gewesen. Ich war bemüht, im Wissen und Durchdenken mitzuhalten. Mir wurden Übungen und auch die ersten Vorlesungen übertragen, denn es standen nur ein Professor und eine Assistentin für das Fach Geologie zur Verfügung. Der Professor verlangte sehr, sehr viel von mir. Freie Samstage und Sonntage gab es damals so gut wie nie.

Der Professor war ein gefragter Gutachter für alle Baugrundsachen. Er integrierte Frl. Meggendorfer in diese Gutachtertätigkeit, indem er ihr kleine Teilfragen zur Bearbeitung überließ und in kürzester Zeit eine akzeptable Lösung des jeweiligen Problems erwartete. Durch diesen Kontakt mit der Industrie erwarb sie die Fähigkeit zu solider und qualifizierter Arbeitsleistung in vorgegebener Zeit.

Der Professor nahm mich einfach für voll und half mir auch nicht bei Schwierigkeiten, auch nicht bei Autoritätsschwierigkeiten mit den viel lebenserfahreneren und älteren Studenten, die ja z.T. schon Offiziere gewesen waren. Ich war mit eben 25 Jahren noch ein ziemliches Kind. Ich musste lernen, mich allein durchzusetzen, was ich auch getan habe. Gleichzeitig lernte ich meinen späteren Mann, Johannes Valetton, kennen. Er war ein Leben lang dafür, dass ich einen Beruf ausübe, dass ich diesen Beruf beibehalte. Er hat mir immer bei Lebensschwierigkeiten und deren Problemlösungen geholfen. Und das war natürlich ganz entscheidend.

Ernste Schwierigkeiten traten bei der üblichen Verlängerung einer 4-jährigen Assistentenstelle nach 2 Jahren auf. Ihre erneute Verlobung erwies sich als Hindernis.

In Bayern von 1950 war es ganz unvorstellbar, dass man als Frau verheiratet ist und vielleicht noch Kinder hat und außerdem noch qualifizierte Leistungen in der Wissenschaft erbringt. Ich wurde zum Rektor, einem katholischen Theologen, bestellt, und der setzte mir lange auseinander, wie unmoralisch es sei zu heiraten und vorerst keine Kinder zu kriegen und dann noch einen solchen wissenschaftlichen Männerberuf auszuüben. Ja, das hat noch einige Probleme gegeben, aber letzten Endes habe ich dann doch die Verlängerung bekommen. Nach 4 Jahren war ich 1952 endgültig arbeitslos. Mein Mann war noch Student. Von zu Hause konnte ich kein Geld bekommen, da mein Vater entlassen war.

Sie hörte von einer freien wissenschaftlichen Mitarbeiterstelle im Fach Geologie an der Universität Hamburg und bewarb sich. Es sollte eine Sediment-Petrographie aufgebaut werden, ein Fach, das damals erst in der Entwicklung war. Ihre Reputation bestand in drei noch nicht publizierten wissenschaftlichen Arbeiten, gewissen Unterrichtserfahrungen und der Mitarbeit an Gutachten. Diese Qualifikationen konnte Prof. E. Voigt akzeptieren und bot ihr die Stelle an. Für das Vorstellungsgespräch durfte sie privat bei Prof. Voigt übernachten, denn für ein Hotel fehlte das Geld.

Ich musste sehr früh am nächsten Morgen aus dem Hause. Seine Frau hatte mir das Frühstück gemacht und ich habe sie dann gefragt, ich hätte es mir über Nacht noch einmal überlegt, ob sie meinte, dass ihr Mann mich auch nehmen wollte, wenn ich heiraten würde? Es war ja eine unbefristete Stelle mit gewissem Kündigungsschutz. Ich hatte noch meine weiteren Gedanken, denn inzwischen war ich ja schon 30 Jahre. Und die Frau kam dann, nachdem sie zu ihrem Mann ans Bett geschlichen war und ihn gefragt hatte, zurück und sagte ja, er würde mich auch dann nehmen. Woraufhin er drei Tage später meine Heiratsanzeige hatte.

Sie arbeitete ab 1952 in dem stark zerstörten Hamburg in einem alten, mit Quecksilber verseuchten Haus, in dem während des Krieges ein provisorisches

Labor eingerichtet worden war. Erst 1960 konnte der Fachbereich dann in einen Neubau ziehen.

Ich habe angefangen, planmäßig zu überlegen, was brauche ich denn, um so eine Fachrichtung aufzubauen ? Was brauche ich an Literatur, an Messgeräten und an Großgeräten für die Gründung eines arbeitsfähigen Labors ? Wir hatten inzwischen Kontakt mit den USA und anderen Ländern, dass wir wussten, mit welchen Methoden 1952 Untersuchungen gemacht wurden. Es war also wichtig, ein Labor einzurichten, das chemische Serienanalysen in rascher Folge zu machen gestattete, z.B. mit Hilfe der Röntgenfluoreszenz und der Röntgenbeugung.

Sie konnte sich weitere Großgeräte, die allerdings noch in den Anfängen der Entwicklung steckten, anschaffen. Dadurch wurde ein rascher Anschluss an den Kenntnisstand der internationalen Elite ermöglicht.

1954 wurde ihre Tochter geboren. Ihr Mann hatte gerade das medizinische Staatsexamen bestanden. Er war arbeitslos, denn es gab damals einen Riesenüberschuss an Medizinern. Mit ihrer ausdrücklichen Zustimmung ging ihr Mann für ein Jahr an ein Hospital in den USA, um zu sehen, ob Amerika für die Familie die zukünftige Welt sein könnte.

Damals war Barbara gerade drei Wochen alt. Ich dachte, es ginge alles wunderbar und glatt. Aber leider ging es das nicht. Schon während des Abstillens bekam ich ziemliche gesundheitliche Probleme und war in einem sehr schwierigen Zustand. Ich hatte eine Frau, die auf das Baby aufpasste, während ich immerhin acht Stunden vom Hause weg war. Aber es war eben eine zu große Belastung für mich. Die Frau meines Chefs hat mir wieder geholfen, mein Kind in eine sehr gute Babypension zu geben. Es gab damals viele Mütter, die so arbeiten mussten. Dadurch habe ich mich allmählich wieder erholt. Im Frühjahr 1955 kam mein Mann zurück

und konnte leider auch jetzt noch kein Geld verdienen. Es war eine sehr schwierige Zeit. Erst im Herbst 1955 hat er eine Stelle in einem Krankenhaus in der Lüneburger Heide gefunden, wo er die Woche über bleiben musste. Nach 2 Jahren hat er dann eine richtig bezahlte Anstellung in einem Hamburger Krankenhaus bekommen.

Ende 1957 kam mein zweites Kind auf die Welt. Während der Schwangerschaft habe ich mich habilitiert mit einer Arbeit über Glaukonit, einem bestimmten Tonmineral, das für die Eigenschaften von Tongesteinen eine große Rolle spielt und für die gesamte keramische Industrie wichtig ist. Ich habe immer so einen angewandten Aspekt in der Geologie dabei berücksichtigt.

Ihre Habilitation im Sommer 1957 verlief nicht ohne Probleme. Sie fühlte sich durch ihren Chef eher behindert als ermutigt, denn er fürchtete eine mangelnde Akzeptanz für sie als Frau an der naturwissenschaftlichen Fakultät. Ihre zweite Schwangerschaft war natürlich auch ein Grund für diese Befürchtung.

Ich wandte mich deshalb an den Mineralogen und fragte ihn, ob er mich zur Habilitation akzeptieren würde und die entsprechenden Anträge an die Fakultät stellen würde. Er war kein so ängstlicher Mann und sagte ja, wir können es ja probieren. Er tat es einfach. Es gab dann eine lange Diskussion im Fach und in der Fakultät, ob mein Ansinnen überhaupt jemals zu einer dauerhaften und erfolgversprechenden Berufstätigkeit führen könnte. Schließlich hat ein namhafter Botaniker, der einen sehr hohen Stellenwert innerhalb der Meinungsbildung der Fakultät hatte, gesagt, wir sind ja schließlich nicht im Kloster, probieren wir es doch einfach. Die Antrittsvorlesung habe ich erst nach der Geburt des Kindes halten können.

Und in der zweiten Schwangerschaft ging alles glatt. Es war ja auch mein Mann da, und die ganze Familie harmonierte sehr gut und dadurch funktionierte alles. Inzwischen hatte ich auch eine

Kinderfrau und eine Putzfrau. 1962 haben wir uns ein Grundstück in der Nordheide gekauft und sind Weihnachten 1962 eingezogen. Wir haben eben die langen täglichen Fahrstrecken gehabt, aber das Familienleben war gut geregelt. Ich habe auch eine sehr gute Haushälterin gefunden, die den ganzen Haushalt über 30 Jahre bestellt hat.

Auch in ihrem Beruf wollte sie sich beweisen und kam plötzlich auf die Idee, dass sie ein Austausch-Jahr mit Frankreich riskieren könnte.

Ich bin 1963/64 für fast ein Jahr als Gastprofessorin nach Bordeaux gegangen, um dort am Geologischen Institut zu arbeiten und Vorlesungen zu halten. Natürlich in Französisch, was ich erst lernen musste. Aufbauend auf meine dürftigen Schulkenntnisse habe ich Sprachkurse im Sprachlabor besucht und meine Vorlesungen von einer Studentin übersetzen lassen.

Für sie war es eine große Erleichterung, dass ihre Mutter in diesem Jahr den Haushalt führte.

Dieses Jahr in Frankreich kann als wichtiger Meilenstein in ihrer wissenschaftlichen Entwicklung angesehen werden. Hier legte sie den Grundstein für ihre gesamte weitere Forschung. Sie befasste sich mit der systematischen Untersuchung von Bauxit-Lagerstätten, den Roherzen für die Aluminiumindustrie. Wegen ihrer später guten Französisch-Kenntnisse stand sie bei allen wissenschaftlichen Tagungen immer als Diskussionsleiterin zur Verfügung, denn es wurde im damaligen Europa noch sehr viel Französisch gesprochen. Man brauchte auch dringend jemanden, der die Fachsprache übersetzen konnte.

Das war eben für mich eine interessante Tätigkeit, bei der ich wieder sehr viel gelernt habe, weil man sich als Diskussionsleiter ganz anders in die Materie hineindenken muss. Man ist dann auch Vermittler bei den internen Gesprächen hinterher.

Bei meinem Forschungsgebiet, den Leichtmetall-Lagerstätten, war ich genau in der richtigen Nische. Vorher hatte kaum jemand Aluminium-Erze bearbeitet. Nun hatte ich eine Schlüsselfunktion. Auf einer großen Tagung der Geowissenschaften 1964 musste ich den einleitenden Vortrag halten, der eine sehr interessante und lebhafte Diskussion auslöste. Daraufhin kam der wissenschaftliche Mitarbeiter vom Elsevier-Verlag auf mich zu und sagte: "Eigentlich fehlt uns das Grundlagenwissen für die Leichtmetallindustrie. Hätten Sie nicht Lust, ein Buch über die Aluminiumindustrie zu schreiben?" Nach zwei Tagen des Nachdenkens habe ich ja gesagt, das mache ich. Ich war damals noch ziemlich jung und leichtsinnig, ich war 41 Jahre. Als ich zu Hause war, wurde mir klar, dass ich eigentlich außer den französischen Bauxit-Lagerstätten von der Welt nichts gesehen hatte, und ich befand mich in einer schwierigen Situation. Ich fing an, das Inhaltsverzeichnis des Buches zu entwerfen. Und dabei wurde mir klar, was ich alles nicht wusste und nicht kannte, aber nun war der Vertrag unterschrieben. Dazu wollte ich auch stehen. Da habe ich anschließend bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft Anträge gestellt, denn über die Chemie, die Mineralogie und Geochemie der Bauxite war damals auf der ganzen Welt noch kaum etwas bekannt.

Nach der Bewilligung konnte sie zusammen mit einem indischen Mineralogen eine mehrmonatige Forschungsreise nach Indien machen, um die indischen Bauxit-Lagerstätten kennenzulernen. 1968, nach der Untersuchung dieser Lagerstätten mit den modernsten Methoden stellte sie den nächsten Antrag an die Deutsche Forschungsgemeinschaft, um nach Äthiopien zu kommen. Sie ging davon aus, dass Indien und Afrika ursprünglich erdgeschichtlich zusammenhingen, bevor sie auseinanderdrifteten. Demzufolge müssten ähnliche Eigenschaften zu erwarten sein. In Äthiopien zeigte sich allerdings eine ganz andere Situation, denn es gab überhaupt keine Aluminium-Lagerstätten. Ihre Gesteinsuntersuchungen ergaben jedoch wichtige Hinweise auf die erdgeschichtliche Entstehung der Bauxit-Lagerstätten.

Die nächste Forschungsreise 1970 führte sie in die Guayana-Länder nach Südamerika, was aufgrund der damaligen unübersichtlichen politischen Verhältnisse auch mit einem Sicherheitsrisiko verbunden war. Sie erhielt dort interessante Forschungsergebnisse und konnte diese in das fristgemäß fertiggestellte Buchmanuskript mit einarbeiten.

Während meiner Auslandsreisen wurden die Kinder anfangs von meiner Mutter und später von meiner Haushälterin sehr gut betreut. In der Zwischenzeit habe ich mich sehr intensiv den Kindern am Abend und am Wochenende gewidmet. In späteren Jahren haben wir auch versucht, gemeinsam Sport, das Reiten zu betreiben, so dass wir auch die Wochenenden auf diese Weise gemeinsam verbrachten.

In den ersten Klassen besuchten die Kinder eine nahe gelegene Grundschule und dann wurden sie Fahrschüler, um nach Lüneburg zum Gymnasium zu gelangen. Wochentags waren die Kinder ausgelastet mit der Bewältigung der Schule, des Schulweges und der Schulaufgaben. Die Wochenenden haben wir mehr oder weniger gemeinsam verbracht. Ich konnte mir auch die Arbeitszeit etwas besser einteilen, nachdem ich 1964 zum Professor (C2-Stelle) ernannt wurde und 1967 eine C3-Stelle bekam. Ich hatte sehr viel mehr Freiheiten.

Im Laufe ihrer weiteren Forschungstätigkeit untersuchte sie alle größeren Aluminium-Lagerstätten der Welt, von Australien über Ostasien, Indien, Afrika und Südamerika. Während sie zunächst die wissenschaftliche Bearbeitung der Lagerstätten im Alleingang betrieb, konnte sie später in zunehmendem Maße Doktoranden und Studentengruppen mit einsetzen. Sie arbeitete immer mit der Industrie zusammen. Da sie niemals ein Honorar für ihre Arbeit nahm, konnte sie auf die Bereitstellung von Gegenleistungen zurückgreifen und verschaffte sich auf diese Weise Arbeitsmöglichkeiten für ihre Studenten. Manche

Forschungsarbeiten liefen über 10 Jahre, sodass es für die Studentengruppen sehr hilfreich war, wenn die Industrie sie bei der ganzen Organisation der Infrastruktur mit Fahrzeugen, Probenahmen, Landkarten und Luftbildern maßgebend unterstützte.

Aufgrund ihrer zunehmenden wissenschaftlichen Bekanntheit erhielt sie auch Lehraufträge an ausländischen Universitäten (Israel, Nigeria, Tansania) und wurde in viele Länder zu Vorträgen eingeladen. Trotz ihrer anerkannten wissenschaftlichen Leistungen geriet sie oft in schwierige Situationen und fühlte sich manchmal als Frau zurückgesetzt. So bewarb sie sich nach der Habilitation dreimal erfolglos um eine Professur, landete aber immer nur an 2. Stelle einer Berufungsliste.

*Aber es hätte meiner Meinung nach durchaus etwas werden können. Ich würde heute Chancen haben, aber damals eben nicht. Na ja, eine Frau kommt nicht in Frage, das konnte man damals noch aussprechen. Heute dürfte man das natürlich nicht mehr sagen, müsste es anders verpacken. In Hamburg hat es mit einer Professur geklappt, weil ich einfach schon als **die** Fachkraft da war.*

Anfang der 70iger Jahre wurde ich einer ganz schweren Mobbingssituation unterworfen. Ein neuer Kollege aus den USA wollte mich für seine Arbeiten einspannen, worauf ich nicht eingehen konnte. Ich hatte hier ja ein eigenes Fachgebiet zu vertreten, eine ganze Abteilung mit Räumen, mit Personal und einem eigenen Etat. Er wusste, dass er mich von meiner Stelle nur vertreiben konnte, indem er mich psychisch fertig machte. Und das hat er systematisch über drei Jahre betrieben, was für mich schwer zu ertragen war.

Im Zusammenhang damit erfuhr ich eine Reihe von Ungerechtigkeiten, da sind z.B. Gelder für Exkursionsvorbereitungen einfach gestrichen worden, mir ganz ungünstige Vorlesungszeiten zugewiesen worden...

Während ich große Anerkennung bei der gesamten Industrie und in der wissenschaftlichen Welt gefunden habe und besonders in den USA, Australien, Indien und Schwarzafrika hohes Ansehen genoss, gab es sehr wenig Rückhalt im eigenen Institut. Was mich zum Durchhalten veranlasst hat, war eben meine Forschung, die Problemlösung auf dem Gebiet der Aluminium-Lagerstätten, ihrer Entstehungsgeschichte in Raum und Zeit. Ich hatte schon viele Teilaspekte gelöst, da kann man dann irgendwie nicht mehr ablassen. Mich faszinierte unendlich, die ganze Geschichte der Aluminium-Verteilung in der oberen Erdkruste zu rekonstruieren.

Somit blieb sie der Bauxit-Forschung bis zu ihrer Emeritierung 1987 treu.

Aber bei weitem nicht alle von ihr ausgebildeten Frauen waren so vom Forschungsgegenstand fasziniert, dass sie ihre Familienplanung in Übereinstimmung mit der wissenschaftlichen Arbeit bringen konnten.

Ich habe manche schwierige Erfahrungen mit der Vergabe von Doktorarbeiten an junge Frauen gemacht, die meistens über Projekte von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert wurden. Ich habe es dennoch getan. Und ich habe daher mehrere Abbrüche von Doktorandinnen hinnehmen müssen, weil in diesem Lebensalter sich die Frauen - so ähnlich wie ich es einmal getan habe - für eine Partnerschaft entscheiden und sich Kinder anmelden. Dann sind die meisten Frauen dieser zusätzlichen Belastung nicht mehr gewachsen. Man sollte die Phase des Kinderkriegens entweder vor die eigentliche produktive Arbeit oder in die Zeit, in der man schon Fuß gefasst hat, legen. Ich habe den zweiten Weg gewählt.

Frau Prof. Valeton ist auch heute noch eine aktive Frau, die kürzlich ihre Lebenserinnerungen in dem Buch "Gott schenkte mir Flügel" (ISBN 1437-7861, Verlag Dr. Kovac, Hamburg) herausgegeben hat.

Bärbel Strübing

Christa Doebling - Physikerin

"Das Wichtigste war, dass wir lernen durften."

Geboren wurde Christa Doebling 1925 in Liegnitz in Schlesien. Ihr Vater und Großvater waren Ärzte, ihre Mutter Fürsorgerin. Bereits früh interessierte sie sich für technische Zusammenhänge. Geweckt und unterstützt wurde ihre Neugier durch ihren Vater. Er war technisch und handwerklich sehr begabt und ließ sich bei seinen als Hobby ausgeführten handwerklichen Tätigkeiten von seiner Tochter assistieren. Auch brachte er ihr einiges naturwissenschaftliche Grundwissen bei. Zwar starb er, als seine Tochter gerade 12 Jahre alt war, aber "noch im Chemie-Vordiplom konnte ich eine Frage nach einer Sache beantworten, die ich bei ihm gelernt hatte", erinnert sich Christa Doebling noch heute.



Christa Doebling 1946

Nach dem Abitur 1943 in Breslau wusste Christa Doebling, dass sie Naturwissenschaften studieren wollte. Auf eine Studienrichtung war sie damals noch nicht festgelegt. Es war jedoch für sie und für ihre berufstätige Mutter selbstverständlich, als junge Frau einen Beruf zu erlernen. Auch im Freundeskreis der Mutter hatten alle Frauen einen Beruf erlernt und größtenteils ausgeübt. "Es gab genügend berufstätige Frauen, zum Beispiel unsere Lehrerinnen oder Ärztinnen". Genug Vorbilder also für eine angehende Studentin.

Um nicht ein halbes Jahr zu verlieren, meldete sie sich vorzeitig zum Arbeitsdienst nach Württemberg. Den Eintritt in die NSDAP konnte sie mit einigen Anstrengungen vermeiden. Nach dem Arbeitsdienst absolvierte sie den Kriegshilfsdienst in einer Uhrenfabrik. Dort wurde sie als Hilfskraft dem leitenden Ingenieur im Bereich Materialprüfung zugeteilt, was sie als "ein riesiges Glück" bezeichnet. Während des Krieges produzierte die Firma Uhrwerke für Zünder in Flugabwehr-Geschossen, und zum Bereich Materialprüfung gehörte die umfassende Prüfung verschiedener Materialien, von der Härte- und Viskoseprüfung über Kälteprüfung bis hin zu magnetischen Messungen. "Das war schon sehr physikalisch", erinnert sich Christa Doebling, "und ich entschloss mich immer mehr, in Richtung Physik zu gehen."

Ihre Mutter, der sie ihren Berufswunsch mitteilte, reagierte zunächst erstaunt und eine wenig ratlos. "Viele Menschen, die keine höhere Schule besucht hatten, wussten gar nicht, was Physik eigentlich ist, denn in der Volksschule gab es nur das Fach gemischte Naturkunde." Kurz entschlossen meldete sich Christa Doeblings Mutter in der Sprechstunde des Ordinarius' für Physik der Universität Breslau an, um ihn zu fragen, ob denn einer jungen Frau ein solches Studium zu raten sei oder nicht. Der Professor reagierte durchaus positiv. Er riet, das Studium möglichst breit anzulegen. Dann seien später Tätigkeiten sowohl in Forschung und Industrie als auch in der Schule möglich und ein Physikstudium auch für eine Frau eine sinnvolle Sache.

Im Mai 1944 begann Christa Doebling mit zwei anderen Frauen ihr Physikstudium an der Universität Breslau. Da die jungen Männer teilweise noch vor dem Abitur zum Kriegsdienst eingezogen und nicht zum Studium zugelassen wurden, bildeten die drei Studentinnen das gesamte erste Semester. Beide Kommilitoninnen brachen nach einem Semester ihr Studium ab, so dass Christa Doebling als einzige ihres Semesters übrig blieb. Das ganze Institut bestand nur aus 30 Personen. "Physik war damals kein Modefach," so Christa Doebling. Mehr Zulauf hatten die anderen naturwissenschaftlichen Fächer wie Chemie oder Medizin. Die

Verschärfung des Krieges im Laufe des Jahres 1944 brachte den Universitätsbetrieb fast zum Erliegen. Alle nicht kriegsversehrten Personen wurden zum Kriegseinsatz verpflichtet. Die Physik jedoch blieb davon ausgenommen, so dass Christa Doebling ihr Studium fortsetzen konnten, bis die Front im Januar 1945 immer näher kam.

Schon einige Monate vorher hatte sich die Studentin für diesen Fall um eine Fluchtmöglichkeit gekümmert; nun war es soweit. Freitags noch hatte sie Vorlesungen besucht, samstags einige Sachen eingepackt und sonntags machte sie sich bei Temperaturen von minus 15 °C mit ihrem Bruder per Fahrrad auf den Weg nach Westen. Gerade noch rechtzeitig für den 15-jährigen Bruder, denn nur wenige Tage später wurden Jungen seines Alters in Schlesien zum Volkssturm eingezogen. Die Mutter, die die Heimat nicht verlassen wollte, blieb zunächst zurück und folgte erst nach Ende des Krieges.

Bei Verwandten in Württemberg kamen die Geschwister unter und Christa Doebling konnte in einer Lehrwerkstatt für Feinmechanik in der Uhrenfabrik ihres Großonkels arbeiten. Auch dies bereitete ihr große Freude. Das Studium konnte sie vorerst nicht wieder aufnehmen. An der nahen Universität Tübingen hatten ältere Studenten, die im Krieg gewesen waren, Vorrang. Ihr Großonkel hätte sie gerne zur Uhrmacherin ausgebildet, dies jedoch hätte für die Studentin eine zu große Abhängigkeit von der Familie des Onkels bedeutet. Im November 1945 versuchte sie, sich in Heidelberg zu immatrikulieren. Dort verlangte man einen Nachweis über mindestens zwei erfolgreich absolvierte Semester, den die Studentin, die ja ihr Studium Hals über Kopf hatte unterbrechen müssen, nicht erbringen konnte. Sie traf jedoch auf einen verständnisvollen Ordinarius der Naturwissenschaftlichen Fakultät. Kurzerhand bat er Christa Doebling, die bei ihm lediglich kurz hatte vorsprechen wollen, Platz zu nehmen und führte mit ihr ein ausführliches Prüfungsgespräch, allerdings entsprechend seiner Fachrichtung über Chemie, nicht über Physik. "Glücklicherweise hatte ich in der Schule eine ausgezeichnete Chemielehrerin gehabt", erinnert sich Christa Doebling erleichtert. Der Professor war beeindruckt und bescheinigte ihr die erfolgreich absolvierten Semester.

Im Januar 1946 konnte Christa Doebling ihr Studium an der Universität Heidelberg fortsetzen. Mit Kommilitonen und Professoren ihres Fachbereiches hatte Christa Doebling nie Probleme. Man pflegte kameradschaftlichen Umgang miteinander. Gleichwohl hatte sie als Studentin eine gewisse Sonderrolle, die sie aber nicht negativ in Erinnerung hat: "Es gab eine Vorlesung in theoretischer Physik, da war ich die einzige Studentin. Und der Professor kam immer in den Hörsaal und begrüßte uns mit 'Guten Tag, meine Damen und Herren.' Und wenn ich mal nicht da war, guckte er suchend um sich und sagte schließlich 'Guten Tag, meine Herren'". Auch an viele gemeinsame Feste im Institut erinnert sie sich gerne, an denen vom Professor bis zum Lehrlingen alle teilnahmen. Einfach war das Studium, vor allem in den ersten Jahren nach dem Krieg, trotzdem nicht. "Wir haben gehungert und gefroren und Bücher gab es auch keine. Aber es war uns allen so wichtig, dass wir lernen durften." Auch die Tagungen, bei denen zum Teil renommierte Forscher anwesend waren, genoss die junge Studentin. Die erste Tagung, an der sie teilnahm, fand Ende der 40er Jahre in Bonn aus Anlass der Vereinigung der Amerikanischen und der Britischen Zone statt. Christa Doebling: "Theodor Heuss saß in der ersten Reihe des Hörsaals. Und Lise Meitner und Otto Hahn erhielten dort die Max-Planck-Medaille. Und da saß man als kleine Studentin dabei mit all diesen berühmten Leuten."

Im Januar 1951 absolvierte sie ihr Diplom. In ihrer Diplomarbeit beschäftigte sie sich mit Verdunstung und Luftfeuchtheitsmessungen in Abhängigkeit von turbulenten und laminaren Windgeschwindigkeiten. Heute würde man dieses Thema zur Atmosphärenphysik oder Klimaforschung rechnen. Im Herbst des gleichen Jahres bestand sie das Staatsexamen. Ihr Berufswunsch hatte sich inzwischen in Richtung Schuldienst konkretisiert, denn während der Diplomarbeit hat sie gemerkt, dass die reine Forschung für sie nicht das Richtige gewesen wäre. Die eingeschlagene berufliche Richtung hatte auch damit zu tun, dass sie 1951 geheiratet hatte. Im Hinblick auf eine Familie war sie überzeugt, Beruf und Kinder im Schuldienst besser miteinander verbinden zu können als in der Forschung oder in der Industrie.

Im Februar 1952 begann sie ihr Referendariat an einer Schule. Als weitere Fächer wählte sie Mathematik und Chemie. Während der Referendariats-Ausbildung war sie als "wissenschaftlich gebildeter Hilfslehrer" angestellt. Da sie verheiratet war, erhielt sie nur 70 DM Vergütung, während ihre ledigen Kollegen 120 DM erhielten. Dann verlor ihr Mann, der als Physiker an der Universität arbeitete, seine Stelle, da er infolge einer Kriegsverletzung seinen Beruf nicht mehr ausüben konnte. Das junge Ehepaar war zeitweise auf Zuschüsse von der Fürsorge angewiesen. Die resolute Referendarin schickte schließlich eine Kopie des Kündigungsschreibens ihres Mannes an das Kultusministerium und forderte als Alleinverdienerin das "Ledigengehalt", welches sie dann auch bekam.

Dass eine verheiratete berufstätige Frau im Schuldienst etwas Ungewöhnliches war, erfuhr Christa Doebling auch bei ihrem Einstellungsgespräch als Referendarin. "Was Ihr Mann lebt noch?", fragte der Schuldirektor entgeistert beim Durchsehen ihrer Unterlagen. Ihr Familienstand als verheiratete Frau verhinderte auch zunächst die Verbeamtung. Das Oberschulamt stellte sich quer. Dabei hätte sie als Frau eines Kriegsgeschädigten nach dem Gesetz eigentlich bevorzugt eingestellt werden müssen. Mehrere Jahre arbeitete sie daher als Lehrerin im Angestelltenverhältnis. Zu ihren drei naturwissenschaftlichen Fächern unterrichtete sie inzwischen auch noch Sport, denn es gab damals einen gravierenden Mangel an Sportlehrern. Um sich das theoretische Rüstzeug anzueignen, besuchte sie als Gasthörerin Sportvorlesungen an der Universität. Noch immer war sie trotz abgeschlossenen Referendariats als Hilfslehrerin angestellt. Da half ihr ein Verwandter, der einen hohen Beamten im Kultusministerium kannte. Gleichzeitig stellte auch die Direktorin ihrer Schule, die ihr Anliegen immer unterstützt hatte, einen erneuten Antrag auf Verbeamtung der Lehrerin. Endlich Mitte der 50er Jahre wurde Christa Doebling zur Studienrätin ernannt und damit verbeamtet.

Ihrem Mann ging es gesundheitlich wieder so gut, dass er arbeiten konnte und so beschlossen die Doeblings, eine Familie zu gründen. 1959 wurde die erste Tochter geboren. Für die Lehrerin stellte sich damals die Frage, wie es beruflich weitergehen sollte. Erziehungsurlaub war in den 50er Jahren noch unbekannt. Lediglich jeweils 6 Wochen vor und nach der Geburt wurden gewährt. Auch Teilzeitarbeit war damals noch nicht möglich. Vollzeit weiterzuarbeiten wollte sich Christa Doebling mit Kleinkind und gesundheitlich noch immer angeschlagenem Mann nicht zumuten. So blieb ihr nur die Möglichkeit, ganz aufzuhören. "Ich bekam eine schöne Urkunde mit dem Dank des Vaterlandes", meint sie etwas ironisch. 1962 wurde die zweite Tochter geboren. Christa Doebling widmete sich 12 Jahre ihrer Familie. In der Zeit hielt sie ihre Fachkenntnisse durch Literaturstudium, Besuch von Fachvorträgen und Nachhilfestunden auf dem Laufenden.

Als die jüngere Tochter in der vierten Klasse war, wollte sie wieder in ihren Beruf einsteigen. Sie stellte einen Antrag auf Wiedereinstellung. Anfang der 70er Jahre herrschte Lehrermangel und die Direktorin ihrer alten Schule nahm die ehemalige Mitarbeiterin dankbar auf, die zunächst wieder im Angestelltenverhältnis eingestellt wurde. Sie begann mit Mathematik der unteren Klassen und gab später auch wieder Physikunterricht, bis hin zum Leistungskurs. Chemie unterrichtete sie nicht mehr, denn inzwischen mussten Lehrer nicht mehr drei, sondern nur noch zwei Fächer unterrichten. Die Chemie hatte sich in den Jahren ihrer Familienpause auch so weiterentwickelt, dass sie froh war, sich dort nicht mehr einarbeiten zu müssen. Auch Sport musste sie nicht mehr unterrichten, weil es inzwischen genügend Sportlehrer gab. Eine Nachbarin kümmerte sich um die Töchter, wenn Christa Doebling nachmittags arbeiten musste oder im Schullandheim war. Dadurch konnte sie sich wieder voll auf den Beruf konzentrieren. Nach kurzer Zeit wurde sie erneut verbeamtet und war bis zum Eintritt in den Ruhestand 1988 als Lehrerin tätig.

Ihr Mann hat sie in ihrer Berufstätigkeit stets unterstützt. Den zeitweiligen beruflichen Rückzug zugunsten der Familie hat Christa Doebling nicht bereut. Nie sei ihr die Decke auf den Kopf gefallen, so betont sie. Das

Aufwachsen ihrer beiden Töchter mitzuerleben sei eine ungeheuer interessante Sache gewesen. Ob sie unter heutigen Bedingungen heute noch einmal Physik studieren würde, weiß sie nicht genau. Die Physik, die heute geforscht wird, sei eine ganz andere als die zur ihrer Zeit. In einem fensterlosen Keller an einem Großgerät zu sitzen und Zahlenkolonnen zu interpretieren, das könnte sie sich nicht vorstellen. Ihr Studium jedoch hat sie nicht bereut. Sie hat immer gerne gelernt und hat es genossen, Dingen auf den Grund zu gehen und zu erforschen. Noch heute liest sie regelmäßig Physikalische Fachzeitschriften.

Karin Schmitz

Prof. Dr. Mechthild Rommel - Agrarwissenschaftlerin

Die Umsetzung ist ein langer Weg

Wie stellen sich heute, nach Jahren des Ruhestandes, für Mechthild Rommel Erfahrungen aus den Jahren der Lehre und Forschung in Witzenhausen dar? Bei einem Gespräch ergab sich die Gelegenheit, einiges hierzu besonders herauszugreifen.



Mechthild Rommel

Auf ein langes erfolgreiches und interessantes Berufsleben kann Prof. Dr. Mechthild Rommel aus Witzenhausen zurückschauen. Sie war zu ihrer Zeit eine der ganz wenigen Agrarprofessorinnen in Deutschland und lehrte an der Universität Gesamthochschule Kassel in Witzenhausen im Fachbereich Internationale Agrarwirtschaft. 1923 in Kassel geboren, ist sie seit 1985 emeritiert und lebt in Witzenhausen, nicht weit entfernt von ihrer ehemaligen Wirkungsstätte.

"Wo," so überlegt sie im Gespräch, "war es besonders schwierig sich durchzusetzen, wo gab es aber auch neben der Lehrtätigkeit besonders interessante Aufgaben und wo, andererseits gab es etwas, was ich nicht einbringen konnte, obwohl ich es für besonders zukunftsträchtig hielt?"

Der Weg war schwierig, aber es lohnt sich zu kämpfen!

"So musste ich die "ordentliche Professur" mir wirklich erkämpfen," erzählt sie rückblickend. Als gelernte Land- und Hauswirtschaftsgehilfin begann sie ihr Hochschulstudium in Gießen und nach anschließender Promotion bei Professor von Boguslawski, führte ihr Weg sie ins Ausland. Nach wissenschaftlicher Tätigkeit im Bereich der Pflanzenzüchtung folgte sie schließlich einem Ruf nach Witzenhausen. Dort begann sie 1968 an der damals neu gegründeten Deutschen Ingenieurschule für tropische und subtropische Landwirtschaft als Lehrkraft und "Oberregierungslandwirtschaftsrätin" die Fächer "Landwirtschaftliche Botanik" einschließlich Genetik und "Pflanzenbau" einschließlich Pflanzenzüchtung aufzubauen.

1973, nach Errichtung der Gesamthochschule Kassel, der die Ingenieurschule in Witzenhausen angeschlossen war, wurde sie zu einer "Professorin an einer Fachhochschule in einer Gesamthochschule" ernannt und noch später zu einer Professorin mit Promotionsberechtigung. "Während zunächst," so berichtet sie, "uns allen gleiche Positionen und Titel zugeteilt waren, so änderte sich dieses nach der Einrichtung der Gesamthochschule. Es gab heftige Positionskämpfe, und da darf man nicht abwartend daneben stehen. Natürlich," fügt sie hinzu, "gibt es in einer männlichen Kollegenschaft manche Schwierigkeiten besonderer Art, aber ich erhielt auch Unterstützung und es gab viel gute Zusammenarbeit." Aufwendig und kräftezehrend waren die endlosen Sitzungen, in denen um Studienpläne und Struktur der neuen Hochschule gerungen wurde. Es dauerte sehr lange, bis auch in Witzenhausen ein Studiengang angeboten werden konnte, der im ersten Abschnitt zu einem Diplom I (Bachelor), in einem zweiten Abschnitt zu einem Diplom II (Master) führt.

Das Gewächshaus für tropische und subtropische Nutzpflanzen in Witzenhausen - ein Lehrmittel besonderer Art

Zu den Einrichtungen der Ingenieurschule gehörte seit langem ein Gewächshaus mit einer Sammlung tropischer Nutzpflanzen. Was sie zu ihrer Zeit auf den Weg bringen konnte und wovon sich bis heute viel erhalten hat, sind die Ideen und Konzepte zur Klassifizierung und Nutzung der Sammlung. So wurden zunächst erst einmal Organisationspläne entwickelt, um notwendige Arbeitszeiten, Lehrveranstaltungen und mögliche Öffnungszeiten für die Öffentlichkeit in Einklang zu bringen. Dann galt es, für die unterschiedlichen Anforderungen die gegebenen Demonstrationsformen zu entwickeln.

Den Studenten wird am lebenden Beispiel Anschauungsunterricht geboten für die Botanik, für die Anzucht, den Anbau und die Entwicklung der Pflanzen bis zur Ernte. Für die verschiedensten Gruppen gab es nun Themenführungen und mit Schulklassen wurden feste Besuchszeiten abgesprochen. Bis heute wird das Haus nach diesen Grundideen weitergeführt, und es freut Mechthild Rommel besonders, dass noch weitere Ideen hinzugekommen sind. So ist sie auch bis heute gern gesehener Gast dort!

Manchmal ist ein Thema nicht gefragt!

Was ihr im Rückblick sehr am Herzen lag und was nicht umgesetzt werden konnte, weil sie kein Verständnis dafür finden konnte, war die Einrichtung eines eigenständigen Faches der Genetik. Schon 1977, vor ihrer Einstellung, hatte sie in einem Schreiben darauf hingewiesen - doch die Antwort aus dem Ministerium lautete, dass Genetik nur als ein Unterabschnitt der Botanik zu sehen sei. Der Wert dieses für sie so wichtigen Gebietes lag in der Tatsache, dass nur eine Gesamtschau von Mensch, Tier und Pflanze das richtige Verständnis bewirken kann. "Als ich 1968 aus Spanien nach Deutschland zurückkam, musste ich feststellen dass man sich gerade erst wieder an das Thema Genetik heranwagte," berichtet sie. Die Nachwirkungen dieses Späteinstities sind doch noch bis heute

spürbar, meint sie hierzu. Obwohl die Grundlagen der molekularen Genetik in den fünfziger Jahren erkannt waren, hat es doch lange gedauert, bis dies durch Schulen und Hochschulen weitervermittelt werden konnten.

Doch nicht nur dieses sind Fragen, die Mechthild Rommel bis heute beschäftigen und über die sie sich im Gespräch äußerte. Grundlegende Kenntnisse der Naturwissenschaften sind unverzichtbar und müssen sich in Schule und Hochschule durch nüchternes Lernen angeeignet werden. Nur darauf kann dann aufgebaut werden, in der Landwirtschaft ebenso wie in der Ökologie. Und ein wenig Erkenntnisse und Erfahrungen der vorangegangenen Generation zu nutzen, kann auch nicht schaden, fügt sie hinzu.

Anette Schüssler

Dr. Cilly Weichan - Physikerin

Hart arbeiten wie ein Mann, aber eine Dame bleiben

Cilly Weichan kam 1922 in Berlin zur Welt. Die promovierte Naturwissenschaftlerin liebt Kunst und Kinder, spricht fließend Englisch, Französisch und frischt gerade ihr Italienisch auf. Außerdem hat sie ein Faible für elegante Kleidung. In den fünfziger Jahren baute sie zusammen mit dem späteren Nobelpreisträger Ernst Ruska ein Applikationslabor für Elektronenmikroskopie auf. Von hier aus sollte die Firma Siemens Elektronenmikroskope für verschiedene Anwendungen in Biologie, Materialforschung und Medizin weiterentwickeln. Weichan leitete die Kundeninformation und reiste durch die ganze Welt, um die neu gebauten Elektronenmikroskope zum Laufen zu bringen. Dreißig Jahre lang dauerte ihre Karriere bei der Firma Siemens, während der sie, so der Abschiedsbrief zur Pensionierung, "maßgeblich an der Entwicklung und Anwendung der Elektronenmikroskopie beteiligt war und wesentliche Beiträge zu den ausgezeichneten Geschäftserfolgen geleistet hat." Dies ist gewiss nicht übertrieben. In mehreren großen Alben haben sich die unzähligen, oft prominenten Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen mit Zeichnungen, Fotos und Gedichten für den Aufbau und die Unterweisung im Gebrauch der Elektronenmikroskope bedankt.

Von ihren Eltern sei sie nicht behindert worden, erzählt Frau Weichan, im Gegenteil: Ihr Vater, ein mittlerer Angestellter, hätte seine Tochter sogar gerne als Professorin gesehen. Nach dem Abitur musste sie ein halbes Jahr den vorgeschriebenen Arbeitsdienst ableisten und konnte sich danach im Herbst 1940 für das Studium der Naturwissenschaften einschreiben. Mit

der Einschreibung wurde sie automatisch als Anwärtlerin in den Nationalsozialistischen Studentenbund übernommen. Tatsächlich bewahrte sie ausgerechnet ihre höchst weibliche Vorliebe für ausgefallene Accessoires vor der endgültigen Aufnahme. Denn als sie ihre Beiträge einzahlen sollte, ging sie an einem Hutgeschäft vorbei und konnte nicht widerstehen: Für einen "hellblauen, himmlischen Hut" hat die junge Studentin die Mitgliedschaft in den Wind geschrieben. Deshalb musste sie nach Kriegsende nicht entnazifiziert werden, sondern konnte ihr Studium sofort fortsetzen.

In der Kriegszeit und auch danach verlief das Studium unter erschwerten Bedingungen, zuletzt verließ Cilly Weichan die Stadt Berlin und ging zu Bekannten in ein Dorf nach Schweswig-Holstein, wo sie sich mit Bäumeschneiden und Nachhilfeunterricht nützlich machte. Nach Kriegsende brachte Cilly Weichan ihre Doktorarbeit zu Ende und arbeitete am Institut für Ernährungswissenschaften in Berlin. Durch einen Zufall kam sie 1951 zu Ernst Ruska, der eine wissenschaftliche Mitarbeiterin für den Aufbau eines Applikationslabors für Elektronenmikroskopie bei der Siemens AG suchte. Ruska hatte schon Anfang der dreißiger Jahre das Elektronenmikroskop erfunden und wurde im 1986 mit dem Nobelpreis dafür ausgezeichnet.

Das erste nach dem Krieg neu entwickelte Elektronenmikroskop von Siemens wurde inoffiziell auf den Namen Cillyfried (aus Cilly und ihrem Kollegen Dr. Siegfried Leisegang, die zusammen das Gerät entwickelt und geprüft hatten) getauft. Cilly Weichan wurde die Verantwortung für die Kundeninformation übertragen, bei der sie eigenständig alle Probleme vor Ort zu lösen hatte. Sie baute die Elektronenmikroskope auf und weihte die Wissenschaftler in die Benutzung und Wartung der riesigen Geräte ein. Von Indien über Japan, Südamerika, USA bis nach Südafrika reiste sie mehrmals um die ganze Welt.

"Interessant waren zum Beispiel drei Monate in Südafrika. Da hatten wir im tiefsten Transvaal ein Mikroskop montiert, hatten kaum Wasser und das Ding sollte eingeweiht werden. Aus lauter Verzweiflung haben wir dann

das Wasser vom Dach genommen, aufgefangenes Regenwasser, was bestimmt als Kühlwasser für Pumpen wenig zu gebrauchen war. Aber es hat soweit funktioniert, dass die Pumpen liefen und wir den Leuten, als die dann zur Einweihung kamen, ein Bild produzieren konnten. Das war zum Teil wirkliche Pionierarbeit."

Auch in Berlin gehörte die Kundenbetreuung zu Weichans Aufgaben. Das bedeutet auch, nach getaner Arbeit für Unterhaltung zu sorgen und mit den vorwiegend männlichen Besuchern auszugehen. Schwierige Situationen, die es vor allem in der trinkfreudigen Aufbauzeit gelegentlich gab, meisterte sie mit Geschicklichkeit und Diplomatie, erinnert sie sich heute. Eigentlich hatte sie keine Nachteile als Frau, meint Cilly Weichan. Ihre Gewandtheit im Umgang mit Menschen, ihre perfekte Beherrschung von Englisch und Französisch und natürlich ihr Improvisationstalent und ihre Sachkenntnis in technischen Fragen machten sie für die Firma so wertvoll, dass ihr sogar ihr unkonventioneller Lebensstil nachgesehen wurde.



Cilly Weichan vorm Elektronenmikroskop erklärt, wie die Blende einzusetzen ist.

Denn auf einer Fachmesse lernte Cilly Weichan mit dreißig Jahren ihren Lebensgefährten kennen, mit dem sie bis zu seinem Tod 23 Jahre lang zusammen war. Sie behielten getrennte Wohnsitze, sogar als ihr gemeinsamer Sohn zur Welt kam, und heirateten nicht. Cilly Weichan wollte unbedingt ihre Freiheit behalten.

"Ich habe mich darüber hinweggesetzt, was andere dachten. Zu der Zeit als ich anfang, konnte ein Mann nicht aufsteigen, wenn er geschieden war. Bei mir hat man das geschluckt, vielleicht auch, weil man mich damals brauchte. Die Mikroskope haben sich sehr gut verkauft und das war ja auch personenabhängig. Ich hab ja auch eine ganze Menge dazu beigetragen, dass die Mikroskope besser wurden.

Mit 40 habe ich meinen Sohn bekommen. Mehr als sechs Wochen Pause waren aber nicht drin. Erst einmal haben wir eine sehr nette Dame gefunden, die Andreas bei mir zu Hause betreut hat. Dann habe ich meine Dienstzeit verändert, bin erst um halb neun zum Dienst gegangen und nachmittags dann zurück, wenn Ewa gegangen ist. Und sein Vater war auch oft zu Hause. Als mein Sohn größer war, dann ist er auch oft ein paar Wochen nach München gegangen, wo sein Papa lebte. Er war vorzeitig ausgeschieden bei Siemens, und war sozusagen Privatier, was auch sehr gut für uns und den Jungen war. Andreas ist schon früh in der Tragetasche auf Reisen gegangen. Als er 9 Monate alt war, hatte ich zwei Tagungen hintereinander, eine in Lyon und eine in der Schweiz und zwischendurch kam ich nach München. Und da weiß ich noch, ich hatte ein früheres Flugzeug gekriegt, und da saß er dann im Kinderwagen, volle Windel, voller Ei und Kakao verschmiert und hat mich angestrahlt. Und ich bin heute in gewisser Weise sehr dankbar, dass mein Sohn seine ersten Lebensjahre soviel von seinem Papa hatte, weil ja sein Vater dann doch tragisch gestorben ist und er auf diese Weise doch eine lebhaftere Erinnerung an ihn zurückbehalten hat."

Weichan erinnert sich auch heute gern an die Menschen, mit denen sie ihr Beruf zusammenbrachte. Darunter waren viele berühmte Wissenschaftler wie Francis Crick, aber auch Lise Meitner, der sie auf einer Konferenz begegnet ist. Auch weniger angenehme Zeitgenossen wie ein in die USA exilierter Minister von Venezuela, der davon träumte, seine Widersacher ins Gefängnis zu bringen, gehörten zu ihren Kunden. Der entmachtete Tyrann schickte ihr hundert stark duftende Lilien ins Hotel mit der Widmung: "An die Frau, die als erste 4 Angström abbilden konnte". Politiker wie Walter Ulbricht, prominente Schauspielerinnen und auch der greise König von Schweden ließen sich von Cilly Weichan die Elektronenmikroskopie erklären. Solche Aufnahmen, auf denen zum Beispiel Krankheitserreger so deutlich zu sehen sind, könne jeder verstehen, sagt Cilly Weichan, genau das mache die Elektronenmikroskopie so anschaulich.

Ihre Karriere sei nie geplant gewesen, sondern habe sich auch durch günstige Umstände ergeben, meint Cilly Weichan. Aber ohne enormen Einsatz wäre es nicht gegangen, das Private musste natürlich nebenher laufen, die Hauptsache war der Beruf.

"Ich hatte eigentlich nie die Vorstellung, dass ich nun unbedingt Karriere machen müsse. Aber damals gab es diesen ausgesprochen bösen Konkurrenzkampf nicht, weil nach dem Krieg viele Männer leider Gottes gefallen waren oder auch noch nicht aus dem Krieg zurückgekehrt waren. Da waren die Chefs sozusagen eine ältere Generation, ich will nicht sagen Großväteralter, aber eben doch so, dass sie einen gewissen Stand erreicht hatten. Und außerdem waren die Nachkriegsjahre eben Aufbaujahre. Wir haben ganz klein angefangen. Ich habe am Anfang 420 Mark verdient und war sehr glücklich. Ich war über Jahrzehnte die einzige Frau in den harten Entwicklungsgesprächen bei der Industrie, wo es um Millionen ging. Und es wurde dann immer gesagt, ich sei der einzige Mann - denn die Kollegen haben nie den Mund aufgemacht - die dachten an ihr Fortkommen. Ich kann nicht sagen, dass ich als Frau besondere Schwierigkeiten gehabt hätte. Aber wenn Sie ein sogenannter bunter Vogel sind, dann müssen Sie eben mehr leisten als die anderen. Und das heißt, dass Sie wenig Rücksicht auf

Ihr Privatleben nehmen, bereit sind Tag und Nacht zu arbeiten, hart arbeiten wie die Männer, aber eben kein Mann sind. Die einzige Schwierigkeit, die ich aber rechtzeitig immer sah, waren die weiblichen Mitarbeiter. Denn die sind schwieriger als die männlichen Mitarbeiter, ein Mann fügt sich immer, wenn Sie mit einer gewissen Autorität auftreten. Mit den Frauen bin ich ganz gut klargekommen, auch heute noch befreundet, weil jede ein Teilgebiet hatte, jede will etwas für sich haben. Da hatte ich dann auch keine Schwierigkeiten. Die eine hatte die Kunden besser ausgebildet, die andere war in der Präparation besonders gut."

1981 löste die Firma Siemens die Abteilung für Elektronenmikroskopie auf, da die japanische Konkurrenz zu stark geworden war. Das Zusammengehen mit Zeiss oder Philips war an kleinen menschlichen Eitelkeiten gescheitert. Dr. Cilly Weichan schied aus dem Berufsleben aus und übernahm andere Aufgaben wie die Mitarbeit an einer Fachzeitschrift für Elektronenmikroskopie. An ihre Berufszeit denkt sie gerne zurück, ist aber überzeugt: "Heute hätte ich wohl nicht diese Karriere gemacht, da würde ich es nicht mal mehr bis ins mittlere Management schaffen. Heute sind die Menschen weggefallen. Früher haben zehn Ingenieure an ihren Zeichenbrettern in einem Raum gearbeitet, heute stehen da ein Computer und ein Ingenieur."

Antonia Rötger

Dr. Annerose Heydemann - Mineralogin

Ich selbst hatte immer viel Glück in meinem Leben

Am 16. Juli 1931 wurde Annerose Heydemann in Göttingen als zweites von vier Kindern geboren, als einziges Mädchen. Der Vater war Chirurg. 1937 zog die Familie nach Landsberg an der Warthe. Dort besuchte Annerose Heydemann zunächst die Volksschule, dann die Mädchenoberschule. Ende Januar 1945 flüchtete die Mutter mit den drei jüngeren Kindern über Greifswald, wo die Großeltern wohnten, doch dann gleich weiter nach Göttingen, sie wollte so weit wie möglich nach Westen. Der ältere Bruder kam im März nach Göttingen, der Vater nach kurzer Gefangenschaft im Herbst.

Die Schule war für Annerose Heydemann aufgrund der Kriegs- und Nachkriegswirren für fast ein Jahr ausgefallen, denn erst im Winter 1945 begann für sie wieder der Schulbesuch, nun in der Oberschule für Mädchen in Göttingen. Dort machte sie 1950 ihr Abitur.

Schon während ihrer Schulzeit leistete Annerose Heydemann in den Ferien als Freiwillige im "International Voluntary Service for Peace" (IVSP) Aufbauarbeit, zunächst in Deutschland, später auch in Norwegen und Österreich. 1949 half sie in Düsseldorf beim Bau eines Jugendheimes, die Ziegel dafür mussten aus den Schuttbergen gesammelt und anschließend gesäubert werden. 1950 ging es nach Kassel, um bei Ausschachtungsarbeiten zu helfen, wieder für ein Jugendheim. In diesen IVSP-Lagern ergaben sich die ersten Kontakte zu jungen Menschen aus dem Ausland, erste Schritte in Richtung Völkerverständigung, gleichzeitig ergab sich aber auch die Möglichkeit, die Fremdsprachenkenntnisse vor allem Englisch zu verbessern.

Aufgrund ihrer positiven Schulerfahrungen in den naturwissenschaftlichen Fächern entschied sie sich, Chemie zu studieren, nachdem ihr Vater ihr abgeraten hatte, den Beruf des Chirurgen zu erlernen, weil er die körperlichen Anstrengungen für zu hart für eine Frau erachtete. Ihr älterer

Bruder hatte bereits 1948 das Studium der Physik begonnen, doch dieses erschien ihr zu abstrakt und wegen des hohen Anteils an Mathematik als nicht passend, Biologie hatte sie hingegen nie so sehr interessiert.

Die Eltern waren dem Studium der einzigen Tochter positiv aufgeschlossen. Ihre Mutter hätte aber auch die Ausbildung zur chemisch-technischen Assistentin begrüßt. Ihr Vater vertrat die positive Meinung, wenn der ältere Bruder studiere, dann solle auch seine Tochter studieren. Welche Meinung die Geschwister zur Studienwahl und zum Studium der einzigen Schwester an sich hatten, weiß Annerose Heydemann heute nicht mehr genau, der ältere Bruder stand der Sache positiv gegenüber. Von den Klassenkameradinnen wählte keine ein naturwissenschaftliches Fach sondern Germanistik, Slawistik oder Jura.

Ihr Chemiestudium in Göttingen begann Annerose Heydemann als einzige Frau unter Männern mit dem Wintersemester 1950/51. Wenn Frauen in der Chemie 1950 anzutreffen waren, waren es einige wenige, die Chemie für das Lehramt studierten. Aber hier ergaben sich keine Kontakte. Die Kommilitonen ihres Semesters waren meist einige Jahre älter, weil sie fast alle aus Kriegsgefangenschaft später zurückgekehrt waren. Durch die vielen Stunden gemeinsamen "Analysenkochens" im Labor ergaben sich fast freundschaftliche Kontakte zu den männlichen Kommilitonen. Man half sich gegenseitig, tauschte Erfahrungen aus. Annerose Heydemann kann sich nicht an Sticheleien oder unpassende Bemerkungen von männlicher Seite her erinnern. Sie war wohl an einen etwas lockeren Umgangston durch ihre Brüder gewöhnt, deshalb weniger empfindlich in dieser Richtung. Fielen hier und da einmal kritische Bemerkungen, so führte sie dies eher auf eigene Fehler zurück, zum Beispiel bei der Abgabe von chemischen Analysen oder bei Zwischenprüfungen.

Die knapp bemessene Freizeit während des Studiums war unter anderem der Mitgliedschaft im studentischen Filmclub und im Internationalen Studentenklub gewidmet, aber auch dem Besuch von Vorlesungen der Kunstgeschichte und der Musik. Der Tennissport musste leider aus

finanziellen und zeitlichen Gründen ausfallen. Locker waren die Kontakte zu dem noch in Göttingen weilenden älteren Bruder und den Freundinnen.

Zum Sommersemester 1955 wechselte Annerose Heydemann zur Mineralogie. Kommilitonen hatten sie angesprochen, ob sie keine Lust hätte, bei ihnen am Institut zu studieren. Dort entwickelte sich ein guter Kontakt untereinander, auch mit den wenigen Frauen dieses Fachgebietes. Es gab gemeinsame Exkursionen ins In- und Ausland, gemeinsame Laborarbeiten. In der Mineralogie beendete Annerose Heydemann mit der Promotion ihr Studium im Februar 1958. Einen Diplomabschluß gab es damals noch nicht, die Promotion zum Dr.rer.nat. beendete ihr fast achtjähriges Studium der Chemie und Mineralogie. Sie hatte Glück, wie sie immer wieder betont, denn genau zu dem Zeitpunkt, wo Annerose Heydemann ihre Promotionsurkunde im Mai 1958 in den Händen hielt, ging eine Assistentin des Mineralogischen Institutes für ein Jahr in die USA - und kehrte auch nicht mehr zurück. Ihr wurde die Stelle angeboten, und sie konnte die Stelle weiter behalten, als sich abzeichnete, dass die andere Assistentin nicht zurückkehrte. Diese Assistentenstelle wurde im Mai 1964 in eine Kustodenstelle am Sedimentpetrographischen Institut umgewandelt und damit eine Dauerstelle. Auch hier meint Annerose Heydemann bescheiden, hatte sie wieder Glück, aber auch ein wenig Können.

Zunächst war sie Assistentin bei Professor Correns, einer international anerkannten Koryphäe auf dem Gebiet der Sedimentpetrographie und Geochemie, der leider einige "charakterliche Ecken" hatte, wie sie heute sagt. Sie kam aber gut mit ihm aus, denn sie zeigte keine Angst bei gelegentlichen Wutausbrüchen. "Einmal warf er Bücher bei einem Wutausbruch auf die Erde. Ich nahm sie nur ganz ruhig wieder auf, dann war alles wieder gut." Zu den Aufgaben im Institut gehörten zunächst Assistenz bei den Vorlesungen und Praktika, experimentelle Forschungsarbeiten zusammen mit Professor Correns, sowie die Verwaltung des Instituts und Betreuung der Apparaturen und der Gesteinssammlung.

1966 ging sie mit einem Max-Kade-Stipendium zu Dr. Brindley nach Pennstate, um sich hier ein Jahr lang nur der Forschung auf dem Gebiet der Tonmineralogie zu widmen. Im Labor herrschte eine sehr angenehme Atmosphäre, die Zusammenarbeit war gut und der Gedankenaustausch höchst lehrreich. Die Kontakte beschränkten sich aber nicht nur auf das Institut allein. Sehr positiv in Erinnerung ist die familiäre Aufnahme dort in den verschiedenen Familien, Clubs und Vereinen geblieben. Die Universität bot auch interessante Theateraufführungen im Theatre College, gute Konzerte und Sportmöglichkeiten.

Im Herbst 1967 kehrte Annerose Heydemann nach Göttingen zurück. Jetzt war Professor Harder Institutsdirektor, mit dem sie gemeinsame Forschungsarbeiten auf dem Gebiet der experimentellen Sedimentpetrographie durchführte. Unterdessen war die Kustodenstelle in eine Akademische Ratsstelle umgewandelt worden. Neben der Forschung und Verwaltung wurde jetzt mehr Lehrtätigkeit verlangt. Dank der guten Zusammenarbeit im Institut hat sie ab Mitte der siebziger Jahre selbständig gelehrt und auch geforscht.

Die Arbeit war und blieb bis zu ihrer Pensionierung abwechslungsreich und interessant. Annerose Heydemann hatte das große Glück, ihre Lehr- und Forschungstätigkeit bis zum Ende ohne Habilitation und "Vollprofessur" durchführen zu können. "Ich brauchte nie zu habilitieren, weil ich arbeiten konnte, wie ich es mir vorgestellt hatte," sagt sie rückblickend. Während ihrer gesamten Tätigkeit in den mineralogischen Instituten herrschte immer ein angenehmes Klima, alle arbeiteten zusammen, unabhängig davon, ob Professor, wissenschaftlicher Mitarbeiter oder Sekretärin.

Ihr soziales Engagement war an der Universität vielfältig. In den siebziger Jahren war sie mehrere Jahre im Personalrat der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät. Hier lernte sie viel bezüglich Einstellung, Einstufungen, Arbeitsplatzbeschreibungen. Diese Kenntnisse konnte sie dann später gut zugunsten der Mitarbeiter im eigenen Institut einsetzen. Darüber hinaus war sie mehrere Jahre im Fachbereich Geowissenschaften Vertreterin des "Mittelbaus" Geologie/Mineralogie. 1988 wurde sie dann

erste Frauenbeauftragte am Fachbereich Geowissenschaften, diese Position hatte sie bis Juni 1994 inne.

Am 30. September 1996 endete ihre offizielle Berufstätigkeit. Danach übernahm sie für drei Jahre einen unbezahlten Lehrauftrag für ein Praktikum, das eine Pflichtveranstaltung für Geologen und Mineralogen war. Sie arbeitete noch in einem Kreide-Projekt und im Sonderforschungsbereich 468 - "Wechselwirkungen an geologischen Grenzflächen" mit. Jetzt betreut sie noch eine Doktorarbeit mit und fungiert als Beraterin in Fragen Boden- und Sedimentuntersuchungen.

Seit 1986 ist Annerose Heydemann Mitglied des DAB Ortsgruppe Göttingen. Seit einigen Jahren ist sie im Vorstand, zunächst als stellvertretende Vorsitzende, dann war sie fünf Jahre Vorsitzende und ist zur Zeit Kassenwartin. Im Herbst 1996 übernahm sie Aufgaben in ihrer Kirchengemeinde und ist seit diesem Zeitpunkt ehrenamtlich in der Kirche tätig.

Wenn sie heute noch einmal vor der Wahl stünde, ob und was sie studieren sollte, würde Annerose Heydemann wieder das Studium der Chemie/Mineralogie wählen. Jungen Frauen, die einen wissenschaftlichen Weg einschlagen wollen, rät sie dazu, sich im methodischen Bereich zu spezialisieren und zugleich an Spezialgeräten zu Spezialistinnen weiterzubilden, auf die nicht verzichtet werden kann.

Anette Schüssler, Silke Dollinger

Prof. Dr. Ingeborg Falck, Ärztin

Ich bin eine höhere Tochter aus Lichterfelde

"Als ich am 2.5.1922 geboren wurde, war das zunächst eine Enttäuschung für meinen Vater," erzählt Ingeborg Falck. Nicht nur, dass das erste Kind der Eltern den Geburtstag des Vaters um einen Tag verfehlte, es war außerdem noch ein Mädchen. Eine Tante sagte damals tröstend: "Erst kommt das Kindermädchen und dann kommt der Erbprinz." Anderthalb Jahre später wurde dann der Bruder geboren, später folgte noch eine Schwester.

Trotz der nur lauwarmen Begrüßung durch den Vater hatte Ingeborg beste Voraussetzungen. Als höhere Tochter in dem vornehmen Vorort Lichterfelde aufgewachsen, konnte sie eine gute Mädchenschule besuchen, deren Lehrerinnen und Lehrer ausgesprochen liberal waren. Bis 1933 zumindest, denn ab diesem Zeitpunkt wurde der Rektor durch einen Nazi ersetzt. 1937 erlebte Ingeborg wie mehrere jüdische Mitschülerinnen trotz evangelischer Religionszugehörigkeit die Schule verlassen mussten, die behütete Zeit der Kindheit war nun irgendwie vorbei. "Wir wussten nicht, warum einige Mädchen die Schule verließen; erst bei Kriegsende wurde es bekannt", erinnert sich Ingeborg Falck. Auch ihr Vater, Beamter und Angehöriger der Deutschen Demokratischen Partei, wurde aus dem Dienst entlassen. In der Oberprima bei Kriegsausbruch zum Kriegshilfsdienst eingezogen, bekam Ingeborg zu Ostern 1940 das Abiturzeugnis, ohne Prüfung, wie sie heute noch mit Bedauern betont.

Mit ihren 17 Jahren war sie zu jung für den Arbeitsdienst, so konnte sie sofort anfangen zu studieren. Sie wollte Ärztin werden, ein Wunsch, den ihre Familie unterstützte. An der Humboldt-Universität, damals Friedrich-Wilhelm-Universität, bekam das junge Mädchen bald einen praktischen Eindruck vom Frauenleben. Sie arbeitete in der Gynäkologie und Geburtshilfe. Während in den liberalen 20er Jahren Verhütungsmittel wie Kondome, Diaphragma oder die Temperaturmethode gang und gäbe waren, wurden sie nun im Nationalsozialismus mit keinem Wort mehr den

Patientinnen gegenüber erwähnt. Ungewollt schwangere deutsche Frauen waren im Dritten Reich nun einigermaßen gut versorgt, da sie ja Kinder "für den Führer" bekamen. Früher mussten sie sich aus purer Armut als "Hausschwangere" in der Charité den Studenten zum Üben zur Verfügung stellen. Nun lernten die Studenten an schwangeren Russinnen aus Arbeitslagern ihr Handwerk. "In der Gynäkologie herrschte durchaus Frauenfeindlichkeit", erinnert sich Ingeborg Falck Und der wissenschaftliche Forschungsdrang hatte unter dem Nationalsozialismus auch an der Charité ganz besondere Entfaltungsmöglichkeiten: Beispielsweise ließen Ärzte an zum Tode verurteilten Frauen die Temperaturkurve ermitteln. Nach deren Exekution wurden die Leichen an der Charité sezirt und so konnten die Mediziner Erkenntnisse über den Ovulationszeitpunkt sammeln. Alle Hingerichteten wurden an der Charité sezirt, zum Studium der Anatomie. Eine Ausnahme machte man bei den Teilnehmern des 20. Juli, weil in diesem Fall die Wehrmachtsoffiziere Protest eingelegt hatten.

Unter diesen heute makaber anmutenden Bedingungen fertigte Ingeborg Falck ihre Doktorarbeit an und legte Ende 1944 das Staatsexamen ab. Die sonst anschließende Dienstverpflichtung als Landärztin entfiel, da die Russen schon an der Oder standen. So bekam sie eine Stelle an der Charité und pendelte später als Grenzgängerin mit Wohnsitz in Westberlin täglich über die Sektorengrenze. Sie blieb unverheiratet. Ihr Jugendfreund hatte zwar bei ihrem Vater angefragt, wurde aber offenbar brüsk abgewiesen. Und sie verlor durch die Kriegswirren seine Spur. In den kommenden Jahren stürzte sich Ingeborg Falck in die Arbeit. Ihr Bruder war am Rande von Berlin gefallen, der Vater gestorben. Sie lebte mit ihrer Mutter, die den Haushalt führte und so den Rücken freihielt. Die junge Ärztin habilitierte sich an der Humboldt-Universität, legte wissenschaftliche Arbeiten zum Thema Rheuma vor und wurde Professorin.



Ingeborg Falck

1961 wurde die Mauer gebaut, sie musste sich entscheiden, entweder nach Ostberlin zu ziehen oder die Stelle an der Humboldt-Universität aufzugeben. Sie entschloss sich, an der Freien Universität zu arbeiten. Aber da wurden sie und andere Kollegen aus der Humboldt-Universität keineswegs mit offenen Armen empfangen. "Tatsächlich war ich die einzige, bei der die Umhabilitation gelang", erzählt Ingeborg Falck. Als Fürsprecher gewann sie einen Pathologen, den sie bei den samstäglichen Obduktionen durch ihre Fachkenntnisse und sicheren Analysen beeindruckte. "Der war sehr gegen Frauen, aber sagte dann öffentlich, dass meine Arbeit doch ganz in Ordnung sei." Ingeborg Falck bekam eine persönliche Stelle an der Freien Universität und konnte sich ihr Arbeitsgebiet damit aussuchen. Nach nur drei Jahren wurde sie Chefärztin im Bürgerhaus, einem Krankenhaus mit 900 Betten für chronisch Kranke und spezialisierte sich auf Geriatrie. Später kamen noch zwei Kinderabteilungen dazu, als sie ärztliche Direktorin wurde. Als Mitherausgeberin wissenschaftlicher Fachpublikationen, als Vizepräsidentin der Gesellschaft für Gerontologie und Geriatrie und als Leiterin des großen Krankenhauses hatte sie ein riesiges Arbeitspensum zu bewältigen: Krankenversorgung, Wissenschaftliche Arbeit und Lehrverpflichtungen.

Und dennoch blieb ein bisschen Zeit für alte Freundschaften. Über eine alte Freundin hörte sie nach 50 Jahren auch wieder von ihrem Jugendfreund. 1995 besuchte er sie zum ersten Mal wieder. Er lebte damals in einem Altersheim im bayrischen Murnau und war verwitwet. Sie heirateten 1996 und verbrachten noch zwei schöne Jahre bis zu seinem Tod. Heute engagiert sich Ingeborg Falck, wie schon ihr ganzes Leben lang, im Berliner Frauenrat, im Deutschen Akademikerinnen Bund und für ihre Freundinnen und Freunde.

Antonia Rötger

Charlotte Siebers - Physikerin

Die Eltern bereiteten das gute Klima für die Studienfachwahl

Charlotte Siebers arbeitete nach ihrem Studium der Physik in der Industrie, zuletzt als Leiterin der zerstörungsfreien Werkstoffprüfung des Werkstofflabors bei der Firma Henschel. Heute lebt sie, 81jährig, in Kassel.

Charlotte Siebers wurde am 28. November 1919 in Braunschweig geboren. Ob durch die räumliche Nähe zur Technischen Hochschule in Braunschweig Charlotte Siebers Interesse an der Physik geweckt wurde oder ob das Elternhaus allein ihr die Plattform bot, sich als Mädchen unbefangen der Technik zu widmen, weiß sie nicht mehr. Aber das positive Klima innerhalb der Familie, der ältesten und einzigen Tochter gegenüber einer wissenschaftlichen Ausbildung war sicherlich bestimmend für ihre spätere Studienentscheidung.

Charlotte Siebers war als Älteste von drei Geschwistern geboren worden, ihr folgten noch zwei Brüder. Der Vater war Ingenieur, die Mutter hatte im 1. Weltkrieg als Krankenschwester in einem Lazarett gearbeitet. Die berufliche Tätigkeit des Vaters einerseits, aber auch die Lazarettarbeit der Mutter andererseits waren mit prägend für die späteren Studienvorschläge der Eltern. Die Eltern waren immer dafür gewesen, dass sie ein Studium aufnahm, wenngleich ihre Mutter sich auch immer gerne Enkelkinder gewünscht hatte.

Der Vater, der nach dem Wechsel von Braunschweig nach Kassel seit 1922 bei der Kaliindustrie arbeitete, war als Ingenieur in den Kaliwerken tätig. Er war zuständig für die Energieversorgung der Werke und arbeitete auch an der Weiterentwicklung bei der Einsparung von Energie. Die Arbeit ihres Vaters bei der Kaliindustrie sollte sich während und nach dem Studium Charlotte Siebers' noch positiv auswirken. Denn es wurde in den Kaliwerken auch geforscht und experimentiert, unter anderem wie reines Magnesium auf elektrolytischem Weg aus Magnesiumsalzen gewonnen

werden konnte. Dieses Metall wurde im Flugzeugbau sowie zur Produktion von Brandbomben gebraucht, berichtet sie.

Ihr Vater war bereits bei der kleinen Charlotte daran interessiert gewesen, dass sie frühzeitig mit der Technik in Verbindung kam und der Mutter während der väterlichen Abwesenheit zur Hand gehen konnte. So bracht er ihr für die im Haushalt anfallenden "handwerklichen Tätigkeiten" einige technische Griffe bei, damit sie im Notfall der Mutter diese Arbeiten abnehmen konnte. "Ich war etwa sechs Jahre alt, als mein Vater mir zeigte, wie ich elektrische Sicherungen austauschen konnte."

In Kassel besuchte sie die Heinrich-Schütz-Schule bis zum Abitur. Damals hieß die Schule allerdings noch Malwida-von-Meysenbug-Schule. Ihr Abitur mit 16 anderen Abiturientinnen bestand Charlotte Siebers im Januar 1939. In dieser Zeit des Nationalsozialismus gab es einige Besonderheiten bis zum Abitur. So gab es keine Trennung in dieser Mädchenschule zwischen naturwissenschaftlichem und sprachlichem Zweig. Auch wurden die mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächer am Gymnasium für Mädchen im Stundenumfang verringert. So gab es bei den Fächern heute kurios anmutende Besonderheiten: Bis zum Abitur mussten die Mädchen Handarbeiten lernen, dafür wurde in der Mathematik in der Oberstufe keine Integral- und Differentialrechnung unterrichtet. Physik konnte sie nur als Wahlfach wählen, das Fach, was Charlotte Siebers inzwischen besonders interessierte und ansprach. Diesen Ausbildungsmangel in der Schule sollte Charlotte Siebers später zu Beginn ihres Studiums zu spüren bekommen.

Aber ihr Abitur hatte einen, wie sie erst nach dem Krieg durch einen Zufall erfuhr, enormen Vorteil gegenüber Mitschülerinnen aus vorangegangenen Abiturjahrgängen: Ihr Abitur enthielt keinen Sperrvermerk mehr, der sie von einem möglichen Studium an einer Hochschule ausschloss. Doch so schnell konnte sie nicht mit dem Studium beginnen. Charlotte Siebers musste direkt im Anschluss an ihr Abitur zum Arbeitsdienst und sollte danach noch ein "Pflichtjahr" absolvieren, das vor einer weiteren Ausbildungserlaubnis per Gesetz vorgeschaltet war. Doch die Ereignisse

im Herbst 1939, der Kriegsbeginn, führten schließlich zu einer unbefristeten Verlängerung der Arbeitsdienstpflicht, der sich auch Charlotte Siebers zunächst nicht entziehen konnte. Sie wurde aber mehrmals in andere Arbeitsdienstlager versetzt, bis sie durch Zufall herausbekam, warum sie ständig versetzt wurde: Sie war der Ersatz für Frauen, die zum Studium entlassen worden waren.



Charlotte Siebers

Sofort nachdem sie das erfahren hatte, nahm sie Kontakt mit ihren Eltern in Kassel auf. Schließlich wollte sie auch studieren und nicht immer nur der Ersatz für angehende Studentinnen sein. Der Vater setzte sich darauf hin sofort für eine Freistellung seiner Tochter zum Studium ein. Wie er herausbekam, waren es nur wenige Studienfächer, für die eine sofortige Entlassung aus dem unbefristeten Arbeitsdienst möglich war, unter anderem Medizin oder Physik.

Schließlich ging alles sehr schnell, es genügte ein Anruf im Hessischen Ried, wo Charlotte Siebers gerade stationiert war. Sie musste nun, innerhalb von acht Tagen, eine Immatrikulation nachweisen. "Das war gar nicht so einfach, denn es war Krieg. Ich fuhr zunächst nach Kassel, um mich dann in Göttingen einschreiben zu lassen," berichtet sie und fährt fort: "Mein Vater hatte mir empfohlen, als Berufsziel die Metallkunde zu wählen. Angelika Schrader hatte damals einen sehr umfangreichen und

guten Atlas mikroskopischer Bilder zur Metallkunde herausgebracht. Dieses war ein Gebiet, in dem Frauen relativ gut arbeiten konnten."

In Göttingen gab es auch ein Institut für Metallkunde. Dorthin ging Charlotte Siebers. Der Professor des Institutes empfahl ihr, zunächst Chemie zu studieren. Sie hat sich dann als Chemiestudentin in Göttingen immatrikuliert und diesen Nachweis an das zuständige Amt für den Arbeitsdienst geschickt. "Ich fing etwa Oktober/November 1939 mit meinem Chemiestudium in Göttingen an." Etwa um die gleiche Zeit wurden die Semester auf Trimester umgestellt. Sie studierte zunächst vier Trimester Chemie, um sich dann doch ihrem Lieblingsstudienfach, der Physik zuzuwenden.

Schließlich wechselte Charlotte Siebers an die Technische Hochschule nach Stuttgart, um dort weiter Physik zu studieren. Ihr Abschlussjahrgang war später der erste, der in Stuttgart den Titel Diplom-Physiker verliehen bekam, vorher wurde der Titel Diplom-Ingenieur vergeben. In Stuttgart studierte Charlotte Siebers als einzige Frau mit neun Männern Physik in ihrem Jahrgang. Sie musste das Vorexamen nachmachen und studierte daher Technische Mechanik I und III und II und IV zusammen. Aufgrund des Krieges wurden die Männer meist nur für ein Semester zum Studium freigestellt und dann wieder für einige Zeit eingezogen. Viele kamen nicht wieder, und in dieser Zeit waren die weiblichen Studenten der einzige beständige Teil an der Universität. Aufgrund des Männermangels gab es auch keine Probleme, dass Frauen oft Assistentenstellen besetzten. Dieses sollte sich nach dem Krieg schnell ändern, wie Charlotte Siebers noch erfahren sollte. Als wissenschaftliche Hilfskraft erhielt Charlotte Siebers 87 Pfg./Stunde Arbeitslohn, eine Putzfrau 86 Pfg./Stunde, erinnert sie sich an ihr erstes Gehalt.

Zu den Studienauflagen in dieser Zeit gehörte es, dass die Studenten während der Semesterferien arbeiten mussten. Sie arbeitete in der Göttinger Leinweberei und den Fieseler Werken in Kassel. Aufgrund der in Kassel ansässigen "kriegswichtigen Werke", wie die Fieseler Werke, die unter anderem Flugzeuge herstellten, kam es im Verlauf des Jahres 1943 zu

verheerenden Bombenangriffen auf Kassel. Diese hatten mehrere Folgen: Ihr Vater wurde nach Heringen in ein Kaliwerk an der Werra versetzt, weil das Verwaltungsgebäude in Kassel bei Bombenangriffen im Oktober 1943 zerstört worden war. "Die "Fabrikabteilung" im Kaliwerk Heringen war die neue Arbeitsstätte für ihn. Ihre Mutter, die sich bei ihrer Lazarettarbeit mit Augentuberkulose infiziert hatte und seit 1941 vollständig erblindet war, zog mit ihrem Mann von Kassel nach Wölfershausen, einem Dorf in der Nähe von Heringen an der Werra. Charlotte Siebers, die wegen der Erkrankung ihrer Mutter die Eltern nicht allein lassen wollte, zog ihren Eltern daraufhin nach und arbeitete in der Folgezeit in einer Abteilung der Kaliwerke. In den dortigen Laboratorien wurden chemische und physikalische Untersuchungen durchgeführt. Unter anderem gab es ein Ultraschallgerät, das die Größe einer Waschmaschine hatte. Bevor sie allerdings den Eltern nach Heringen folgte, hatte sie mitgeholfen, nach den Bombenangriffen auf Kassel, die zerstörte Postsortierung wieder in Gang zu bringen. Im Herbst 1943 ging sie wieder nach Stuttgart und nahm ihr Studium wieder auf.

In ihrer Diplomarbeit beschäftigte sie sich mit der Einwirkung von Ultraschall auf Leichtmetalle. Ihre praktischen Versuche hatte Charlotte Siebers im Labor des Werkes Heringen durchführen können. Die Diplomprüfungen waren dann auch kriegsbedingt "reiseintensiv". Um die Prüfungen ablegen zu können, musste sie in die Dörfer rund um Stuttgart fahren, in die aufgrund der Zerstörungen durch Bombenangriffe auf Stuttgart die einzelnen Institute der Technischen Hochschule ausgesiedelt worden waren. Ihre Metallkundeprüfung legte sie zum Beispiel in Urach in der Schwäbischen Alb ab, und ihre Physikprüfung fand im Keller des Physikalischen Institutes statt. Am 12. Dezember 1944 hatte sie ihr Examen bestanden. Sie fuhr noch nachts mit einem Zug nach Hause. Dort angekommen lag sie erst einmal mit einer schweren Lungenentzündung um, weil sie sich in den fensterlosen kaputten Zügen verkühlt hatte. Als sie wieder genesen war, konnte sie sofort im Kaliwerk in Heringen im Labor beginnen. Doch währte ihre Arbeit dort nicht mehr lange, denn einige Wochen später, im Frühjahr 1945, kamen die Amerikaner auch nach Heringen.

Das Labor wurde noch schwer in Mitleidenschaft gezogen, weil die US-Soldaten in jedes Fenster schossen und unglücklicherweise die Phosphorflasche trafen. Das Labor brannte teilweise aus. Die Prüfmaschinen standen, als sich die Mitarbeiter wieder in das Labor trauten, unter Wasser. Die Arbeit wurde nicht mehr aufgenommen, nicht nur aufgrund der Brandfolgen. Charlotte Siebers meint im Rückblick, dass die Gewinnung von reinem Magnesium, denen sich das Werk damals gewidmet hatte, nicht nur damals von den US-Amerikanern verboten wurde, sondern, dass das Verbot noch bis heute gültig ist. Ihre erste Tätigkeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Laboratorium des Werkes Heringen dauerte somit nur einige Wochen.

Auf der Suche nach einer neuen Tätigkeit und einer möglichen Promotionsstelle fuhr sie zu ihrem Professor nach Stuttgart. "Er hätte sich gefreut, wenn ich wieder bei ihm angefangen hätte." Da aber das I. und II. Physikalische Institut zerstört waren, wäre ihre einzige Hauptaufgabe gewesen, die Aufbauarbeiten zu leiten und zu koordinieren, eine wissenschaftliche Tätigkeit war nicht drin. "Ich wäre ein besserer Maurerpolier gewesen," sagt sie über dies damalige Angebot. Doch stellte sich Charlotte Siebers unter ihrer künftigen Arbeit etwas anderes vor. Auch hatte sich die Situation im Institut für Metallkunde schnell verändert. Die kriegsbedingte "Männerunterdeckung", die den Frauen daher Tätigkeiten im Institut eröffnet hatten, kippte. Die heimkehrenden Männer forderten ihre ehemaligen Arbeitsplätze ein. "Sie haben sehr gut aufgepasst, dass sich dann nicht Frauen dazwischen gedrängelt haben," berichtet Charlotte Siebers.

Doch nicht nur die berufliche Situation wurde ungünstig. Zu der Suche nach einem adäquaten Arbeitsplatz als Diplom-Physikerin kam die Verschlechterung der Erkrankung der Mutter hinzu. Charlotte Siebers entschied sich daher, bei den Eltern in Wölfershausen zu bleiben und die Mutter zusammen mit ihrem Vater zu versorgen und zu pflegen, so wie sie es ihrem Bruder, der bereits kurz nach Einberufung zum Militärdienst 1941 in Rußland gefallen war, vor seinem Abmarsch versprochen hatte. Zur

Selbstversorgung der dreiköpfigen Familie legte sie einen Gemüsegarten an.

Fünf Jahre lebte Charlotte Siebers mit den Eltern in Wölfershausen und sorgte für die Selbstversorgung, bis der Familie der Zuzug nach Kassel erst 1950 wieder erlaubt wurde. Einer ihrer ersten Wege zurück in Kassel war der zum Arbeitsamt. Im Arbeitsamt wurde ihr gesagt, dass für Physiker keine Nachfrage bestünde. Daraufhin begann Charlotte Siebers einen Buchhaltungslehrgang bei der Volkshochschule.

Von ihrer früheren Lehrerin bekam sie den Hinweis, dass es in Kassel wieder eine kleine Messinstrumenteherstellung "Metzke Instrumentenbau" gab. Charlotte Siebers bekam dort ihre erste Stelle nach dem Krieg. Dort durchlief sie zunächst alle Stationen bei der Herstellung der Messinstrumente. "Etwa ein bis zwei Wochen blieb ich an jeder Produktionsstelle, um Kenntnisse über die Fabrikation zu bekommen." Es war 1951.

Dann hörte sie, dass die Spinnfaserfabrik in Kassel erweitert werden sollte und Arbeitskräfte dafür gesucht wurden. Sie fragte nach und erfuhr, dass es eine Einstellungssperre gab. 1952 war es aber dann soweit. Charlotte Siebers wurde bei den ENKA-Werken in Kassel als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Labor des Werkes eingestellt. Das Gehalt war "anständig", erinnert sie sich. Bei den Enka-Werken schulte sie auf Textilwesen um. Zehn Jahre arbeitete sie im Spinnfaserwerk. Zum Schluß leitete Charlotte Siebers das Textillabor, während sie vorher in der Fabrikationskontrolle gearbeitet hatte.

Die Chefs waren sehr unterschiedlich. Der einstellende Vorgesetzte war freundlich und zuvorkommend und daran interessiert, eine tüchtige Mitarbeiterin heranzuziehen. Bei einem Kollegen in der Fertigung gab es aber Probleme, weil sie in ihrer Funktion der Fabrikationskontrolle weisungsgebend war. Dieser Kollege wollte zum Beispiel einen Verbesserungsvorschlag von ihr nicht übernehmen, bis sie bei einem Gruppengespräch ihren eigenen Vorschlag vorbrachte: "Ich sagte bei dem

Treffen, dass Herr Soundso dieses vorgeschlagen hatte, und so konnte er nicht noch einmal meinen Verbesserungsvorschlag in der Fabrikation ablehnen." Aus dieser Erfahrung lernte sie, dass "Frauen doch die besseren Diplomaten sein müssen."

Nach zehnjähriger Mitarbeit wurde ihr für ihre Unternehmenstreue gedankt und zwei Tage später die Kündigung zugeschickt. Charlotte Siebers hat zwar noch gegen die Kündigung geklagt und sich auf eine Abfindung einigen können, aber bereits mit ihrem Rauswurf wurde der Abbau der Enka-Werke in Kassel eingeleitet. Denn sie war nicht die Einzige, die gehen musste. Nach und nach wurden viele Mitarbeiter entlassen. Mitte der 70er Jahre wurde dann die Spinnfaserproduktion in Kassel ganz aufgegeben, das Werk abgerissen.

Sie wurde trotz ihrer Kündigung nicht ganz fallen gelassen. Ihr wurde eine neue Stelle bei der AEG genau gegenüber auf der anderen Straßenseite angeboten. Aber, wie Charlotte Siebers erzählt, hatte sie keine Lust, jeden Tag ihre früheren Kollegen auf der anderen Straßenseite im Labor zu sehen. Sie suchte sich selbst eine neue Stelle und wurde in der Werkstoffprüfung bei den Henschelwerken in Kassel eingestellt. Dort leitete sie eine Gruppe "zerstörungsfreie Werkstoffprüfung mit Röntgen und Ultraschall". Hier kam ihr ihr Wissen von der Hochschule und ihr Diplomarbeitsthema zugute, das sie jetzt nur noch ausbauen musste.

Etwa zwei bis drei Monate nach ihrem Ausscheiden bei den Enkawerken fing Charlotte Siebers bei Henschel an. Sie bekam in dieser Zeit noch ein weiteres Arbeitsplatzangebot, in Hanau eine wissenschaftliche Bibliothek weiter zu führen. Dieses Angebot nahm sie aber schließlich nicht wahr. Trotzdem ist dieses Stellenangebot berichtenswert:

Charlotte Siebers war in den Aspirantenkreis dieser Stellenausschreibung mit ansonsten nur männlichen Mitbewerbern aufgenommen worden. Wie sie herausbekam lag der Grund darin, dass sie die Stelle auch erhalten hätte, dass sie inzwischen über das Alter hinaus war, dass sie sich wahrscheinlich noch binden würde und eigene Kinder bekäme und dass die Dotierung und

Position dieser Stelle von männlichen Mitbewerbern eher nur als Sprungbrett gesehen werden konnte. Die Ausschreibenden gingen bei Charlotte Siebers davon aus, dass sie bei Annahme des Angebotes lange bleiben würde. Dies war im Hinblick auf die Einarbeitungszeit in die Bibliothek, wenigstens ein Jahr, wichtig. Es wurde jemand gesucht, der nicht innerhalb kurzer Zeit diese Stelle zugunsten einer attraktiveren und höher dotierten Stelle oder aufgrund von Schwangerschaft aufgeben würde.

"Auch bei meiner späteren Stelle als Leiterin, bei der ich auch für Einstellungen von Mitarbeitern zuständig war, habe ich immer wieder Frauen abgelehnt, weil sie das Handicap der Verheirathung und der nachfolgenden Kinderpausen mit sich tragen. Vor allem bei Arbeitsplätzen, die nicht parallel besetzt sind, sind Ausfälle für ein Unternehmen nicht leicht auszugleichen, wenn Frauen eine Kinderpause einlegen. Die Aussichten für Frauen auf diese Stellen waren daher auch in meinem Verantwortungsbereich gering."

Charlotte Siebers blieb schließlich bei Henschel 17 Jahre und nahm die Frühpensionierung wahr, obwohl ihr zum Schluß noch die Leiterstelle der gesamten Werkstoffprüfung angeboten worden war. Zu diesem Zeitpunkt hatte sie keine Lust mehr, sich mit 60 Jahren in eine neue Stelle einzuarbeiten und nahm das Angebot zur Frühpensionierung für Henschelmitarbeiter wahr. Hinzu kam, dass ihr Vater 1963 gestorben war, der bis dahin die Mutter gepflegt hatte. Charlotte Siebers hatte nun durch die Frühpensionierung die Möglichkeit sich intensiver um ihre Mutter zu kümmern, die schließlich 1989 im gesegneten Alter von 97 Jahre entschlief.

Wenn Charlotte Siebers heute 81-jährig auf ihr Leben zurückblickt und sich für einen Beruf und ein Studium entscheiden sollte, würde sie wieder Physik studieren und sich der zerstörungsfreien Werkstoffprüfung zuwenden. Im derzeitigen anschließenden "tätigen Ruhestand" widmete sie sich weiterhin eine Zeit lang der Kasseler Gruppe des DAB, dessen Vorstand sie zweimal von 1967 bis 1976 und von 1991 bis 1993 war, und der Pflege des Kasseler Rosariums im Park Wilhelmshöhe. Nunmehr seit

sechs Jahren lebt Charlotte Siebers in ihrer Kleinwohnung im Altenwohnheim und ist dort zur Zeit Vorstand des "Heimbeirats". Außerdem kann sie ihre Erfahrung im Umgang mit Erblindeten oft anwenden, wenn Menschen in ihrer Umgebung es schwer haben, im hohen Alter mit der Erblindung fertig zu werden. Dabei kann sie die Technik im Umgang mit Lesegeräten, mit der Blindenhörbücherei und mit Telefonapparaten und Uhren den Blinden bekannt machen und das Erlernen und Handhaben dieser notwendigen Hilfsmaterialien erleichtern.

Anette Schüssler

Dr. Maria Hopf - Biologin

Die Symbiose von Biologie und Geschichte

Dr. Maria Hopf wurde 1914 geboren. Sie wuchs auf einem Gut in der Nähe von Lübeck auf und besuchte dort auch die Schule. Nach dem Abitur 1934 und der Ableistung des Arbeitsdienstes wollte sie gerne Geschichte studieren, "aber Geschichte hielt ich für nicht ganz angebracht in jener Zeit", meint Frau Dr. Hopf heute. Sie absolvierte daher zunächst eine kurze Ausbildung als Fremdsprachenkorrespondentin und arbeitete einige Jahre für verschiedene ausländische Firmen in diesem Beruf. Damit schaffte sie sich eine finanzielle Grundlage für das spätere Studium. Da die Naziherrschaft noch andauerte, nahm sie von einem Geschichtsstudium Abstand und begann 1941 in Berlin, Biologie zu studieren. Weitere Studienorte waren Göttingen und Tübingen. Zu ihrer Entscheidung für ein Biologiestudium trug bei, dass sie als Tochter eines Landwirts aufgewachsen und mit Pflanzen und Tieren vertraut war. Die Familie spielte bei ihrer Entscheidung für ein Studium keine Rolle, denn die junge Frau war ja bereits einige Jahre von zu Hause fort und daher ziemlich selbständig. Berufliche Vorbilder hatte sie in ihrer Familie nicht. Dort dominierten unter den Akademikern Geisteswissenschaftler, Juristen oder Theologen. Ihre Studienentscheidung wurde in ihrer Familie wohlwollend aufgenommen.

Das Interesse an Geschichte jedoch ließ sie nicht los und war die Ursache für ihre spätere Spezialisierung auf dem Gebiet der Archäobotanik, einer Spezialdisziplin der Botanik, bei der es um Geschichte und Entstehung der Kulturpflanzen geht.

Zunächst jedoch absolvierte sie ihr Biologiestudium. Zwischen 20 und 40 Studenten saßen damals in den Vorlesungen. Die Studentin genoss den im Gegensatz zu heute noch engen Kontakt zu den Professoren und die überschaubaren Studentenzahlen. Nebenbei hörte Maria Hopf Themen aus dem Bereich der Geschichte und auch Kunstgeschichte und betätigte sich als Katechetin. Das Verhältnis von Männern zu Frauen in den Vorlesungen

war ausgeglichen, wobei unter den Studenten auch viele Medizinstudenten waren. Ganz selbstverständlich waren Frauen jedoch damals noch nicht, wie sich Maria Hopf erinnert: "In Göttingen ging damals die Sage, dass noch in den 30er Jahren ein renommierter Professor auf die Studentinnen im Hörsaal zugegangen ist und ihnen den Arm geboten hat, um sie hinauszuführen."



Maria Hopf 1975

1944 beendete Maria Hopf ihr Biologiestudium. Sie schloss eine Doktorarbeit auf dem Gebiet der Mikrobiologie an. Darin beschäftigte sie sich mit der Mikroflora von unbehandelten und unbebauten Böden. Obwohl ihre Doktorarbeit durch die Wirren des Kriegsendes und eine längere Thyphuserkrankung verzögert wurde, wurde sie im Frühjahr 1947 am Institut für Mikrobiologie in Göttingen promoviert. Dabei hatte sie nicht das Gefühl, als promovierte Frau etwas Besonderes zu sein. "Zu der Zeit war das schon nicht mehr so aufregend."

Nach der Promotion fand sie eine Anstellung in einer Göttinger Firma, die Penicillin produzierte. Sie beschäftigte sich mit der Optimierung von Penicillin-produzierenden Pilzstämmen und der Überwachung der Produktion. Die Stellensuche bereitete ihr keine Probleme. Zwischen der Firma und ihrem Institut hatten bereits Kontakte bestanden. Außerdem war die Konkurrenz nicht sehr groß, denn viele aus dem Krieg zurückgekehrte Männer mussten erst einmal eine Ausbildung machen. In dieser Firma blieb

sie jedoch nur ein knappes Jahr. Sie wechselte an die Universität Rostock und arbeitete dort kurze Zeit auf dem Gebiet des Pflanzenschutzes. Eigentlich wollte Dr. Maria Hopf von dort aus eine Stelle in Südafrika antreten. In letzter Minute wurde ihr jedoch die Einreisegenehmigung entzogen, denn Rostock lag in der russisch besetzten Zone - folglich "musste" sie Kommunistin sein. Sie erhielt 1948 ein Stipendium an der Forschungsstelle für Geschichte der Kulturpflanzen, einem Institut der Max-Planck-Gesellschaft in Berlin. Dort beschäftigte sie sich zum ersten Mal mit dem Thema, das später ihre Spezialdisziplin wurde. "Da sind die beiden Teile Geschichte und Biologie wieder zusammengekommen." Da es an diesem Institut jedoch kein Geld gab, um zusätzliche Wissenschaftler zu bezahlen, musste sie nach einem halben Jahr erneut wechseln. Sie arbeitete daraufhin in der Biologischen Bundesanstalt in Kleinmachnow vier Jahre auf dem Gebiet der Pflanzenschutzforschung, bevor sie 1952 zur Forschungsstelle für Geschichte der Kulturpflanzen in Berlin zurückkehren konnte.

Das Institut gehörte zu einigen kleineren Instituten, die von der Max-Planck-Gesellschaft nach Kriegsende gegründet worden waren, um Wissenschaftlern, die unter dem Nazi-Regime benachteiligt worden waren, eine gewisse Wiedergutmachung zuteil werden zu lassen. Dies traf auch für die Professorin Dr. Elisabeth Schieman zu, unter der Dr. Maria Hopf nun arbeitete. "Es gab schon ein paar "Vorzeige-Professorinnen", wie eine schwedische Kollegin es formulierte, auch wenn sie natürlich immer in der Minderheit waren, erinnert sich Dr. Maria Hopf. Das traf auch für sie selbst zu: "Ich habe sonst immer nur "unter" Männern gearbeitet."

Nach der Emeritierung von Professor Schieman 1956 wurde das Berliner Institut aufgelöst. Dr. Maria Hopf musste erneut die Stellung wechseln und ging nach Mainz zum Römisch-Germanischen Zentralmuseum. Dort blieb sie ihrem Forschungsgebiet, der Archäobotanik, treu: Sie untersuchte pflanzliche Funde, die auf Grabungen gefunden worden waren, um die Entstehung und Ausbreitung von Kulturpflanzen zu erforschen und Zusammenhänge mit der Entstehung und Verbreitung von Kulturen herstellen zu können. "Ich habe so ziemlich aus der ganzen alten Welt

Funde untersucht." Auch hier war sie die einzige Frau unter Männern. Zudem war sie die einzige Biologin unter lauter Archäologen, so dass sie eine doppelte Sonderrolle innehatte. Ihr Arbeitsgebiet war zu dem ihrer Kollegen völlig unterschiedlich, so dass ihre beruflichen Kontakte eher außerhalb des Museums zu anderen Spezialisten auf ihrem Fachgebiet reichten. "Ich habe mit auswärtigen Kollegen guten Kontakt gehabt, aber im Hause wenig Interesse an meinem Fachgebiet gefunden," bedauert Dr. Hopf. Ihr Spezialwissen machte sie zur angesehenen Expertin auf dem Gebiet der Archäobotanik. Sie veröffentlichte diverse Fachartikel und Kataloge.

1979 ging Dr. Maria Hopf in den Ruhestand. Dies bedeutete für sie jedoch keineswegs den Rückzug aus ihrem Fachgebiet. Noch heute ist sie aktiv auf ihrem Gebiet und hält Kontakt zu den ehemaligen Fachkollegen. "Wenn einem sein Fachgebiet gefallen hat, dann macht man ja mit der Pensionierung nicht den Deckel zu." Noch immer ist ihr Fachwissen gefragt, und es erreichen sie Anfragen von Kollegen. Gemeinsam mit einem Genetiker aus Jerusalem hat sie gerade die dritte Auflage ihres Lehrbuches "Domestication of Plants in the Old World" fertiggestellt, die im November 2000 erschienen ist. Daneben beschäftigt sie sich mit Themen, zu denen sie während ihrer Berufstätigkeit nicht gekommen ist, und ist Mitautorin von Fachveröffentlichungen. Regelmäßig nimmt sie an der Tagung ihres Fachverbandes teil und informiert sich über die neuesten Forschungsergebnisse. "Es ist erfreulich, was man mit den heutigen technischen Möglichkeiten alles zusätzlich machen kann." Mit Freude registriert sie auch, dass inzwischen häufig Archäobotaniker bei archäologischen Grabungen hinzugezogen werden und auch viele junge Wissenschaftler sich für das Fach interessieren.

Bereut hat Dr. Maria Hopf ihre Studienwahl nie, auch wenn ihr ursprünglicher Wunsch ein Geschichtsstudium gewesen war. Ihre Neigung zu Geschichte konnte sie in ihrem Fachgebiet, der Archäobotanik, einbringen. Da sie nicht heiratete und keine Familie gründete, konnte sie sich viele Jahre ihrem Beruf widmen. Auch jungen Frauen, die heute an

Biologie Interesse haben, würde sie zu einem Biologie-Studium raten, da es viele Möglichkeiten der beruflichen Spezialisierung gibt.

Karin Schmitz

Prof. Dr. Asta Hampe -Ingenieurin und Volkswirtin

Mit einem Radio fing alles an

Kindheit und Jugend (1907 - 1926)

Asta Hampe wurde am 24. Mai 1907 in Helmstedt geboren. In Hamburg besuchte sie die Klosterschule, dem ersten Frauengymnasium Hamburgs, an dem sie 1926 das Abitur bestand. Sie hat zwei Schwestern und einen Bruder, der im Krieg verschollen ist.



Asta Hampe 1935

Das erste Interesse Asta Hampes an der Technik wurde im Familienbetrieb geweckt: Zusammen mit seinem Bruder hatte der Vater eine Wollspinnerei und eine Seifenfabrik geerbt. Sowohl ihr Vater als auch ihr Onkel nahmen sie schon als 5jährige mit in die Fabrik. In der Spinnerei waren etwa 100 Personen tätig, davon waren rund 80 Frauen. Die Vorarbeiterinnen musste sie mit einem Knicks begrüßen, so hat sie Fabrikbetrieb von Kindesbeinen an erlebt.

Vom Studium bis zur Habilitation (1926 - 1957)

Die Jahre nach dem 1. Weltkrieg waren geprägt durch viele technische Entwicklungen: Die Rundfunktechnik nahm 1918 ihren Anfang. Junkers baute im 1. Weltkrieg Ganzmetall-Flugzeuge, 1924 flog der erste Zeppelin

über den Atlantik, vier Jahre später fand die Atlantiküberquerung in Ost-West Richtung (von Hünefeld/Fitzmaurice) statt.

Asta Hampe hatte sich noch während der Schulzeit 1924 einen kleinen Radioapparat selber gebastelt. Den Bauplan hatte sie aus einer einschlägigen Fachzeitschrift entnommen. Sie hört heute noch, wie ihre Nachbarin, die sie mit ihrem Radio den ersten Hamburger Sender hören ließ, sagte: "Nun hören Sie bloß einmal!" und sie war darüber so stolz! In diesem Zusammenhang nennt sie Manfred von Ardenne, er war schon zu dieser Zeit ein bewunderter Physiker.

Fasziniert von der neuen Technik beschloss Asta Hampe, Ingenieurin zu werden. Ihr Vater wollte das nicht, er sagte "Du heiratest ja doch bald, du kannst wie deine Mitschülerinnen Schreibmaschine lernen, und dann gehst du irgendwo hin und tippst." So hatte sie sich das nicht gedacht. Zum Glück erhielt sie Unterstützung von ihrem Onkel und ihrem Großvater, die beiden haben dann das Studium finanziert.

Das Ingenieurstudium erforderte ein Jahr praktische Arbeit in technischen Betrieben. Diese absolvierte sie in verschiedenen Werken, u.a. in der Messgeräteabteilung der Überlandzentrale Helmstedt. Am längsten war sie bei Siemens im Wernerwerk in Berlin, aber auch in kleineren Firmen.

Asta Hampe studierte an der TH München. Dort machte sie ihr Vorexamen in den Fächern Mathematik, Physik, Chemie und Technisches Zeichnen. Für sie war das kein Problem, die Klosterschule war ein sehr gutes Gymnasium gewesen und zudem naturwissenschaftlich ausgerichtet. Aber die Zeichnungen, die erstellt werden mussten, waren äußerst unangenehm und aufwendig, Riesenformate etwa 1m hoch und 1,20m breit. Jahrelang wurden immer dieselben Aufgaben für Zeichnungen gestellt. Der Vorteil war, dass man sie von älteren Semestern erhalten konnte – so man Kommilitonen kannte, und daran fehlte es den wenigen Frauen meistens.

Damals, im Wintersemester 1927/28, waren etwa 500 Männer im ersten Semester und fünf Frauen, von denen wollten zwei Ingenieurin werden und

drei Architektin. In München gab es zuerst jedes Mal, wenn die Frauen in den Hörsaal kamen, ein Getrappel. Dies hörte erst etwa nach vier Wochen auf, nachdem sich die Kommilitonen an die Frauen gewöhnt hatten.

Asta Hampe hatte Glück, am ersten Tag ihres Studiums lernte sie einen Nürnberger Kommilitonen kennen. Er war mit sieben Klassenkameraden aus München gekommen, er war hochbegabt und machte später das Diplom-Ingenieur Examen mit eins – was seinerzeit ebenso wie heute geradezu eine Ausnahme war. Dieser Kommilitone hatte seine sieben Klassenkameraden, die schon in der Schule von ihm abgeschrieben hatten, so im Griff, dass er sagte: "Du machst das und du machst das". So wurde alles ausgetauscht, und dann bekam sie natürlich auch alles – und vor allem erhielt auch Asta Hampe diese fürchterlichen Zeichnungen, im Gegenzug lieferte sie die Lösungen der Mathematikaufgaben.

Nach dem Vorexamen wechselte Asta Hampe an die TH Berlin zum Studium der Fernmeldetechnik. Dort waren es dann, erinnert sie sich, drei Frauen von insgesamt 200 bis 300 Studierenden in der theoretischen Elektrotechnik. An der TH Berlin reagierten die Kommilitonen nicht mehr mit Trampeln auf die Frauen.

Den Frauen, die in der Weimarer Zeit in Berlin studierten, waren natürlich Helene Lange und Gertrud Bäumer ein Begriff, man wusste auch von der Existenz der Zeitschrift "Die Frau". Jedoch die Entwicklung der Frauenbewegung lag weit zurück; ihre Erfolge wurden als völlig selbstverständlich empfunden. Auf Diskriminierungen stießen junge Akademikerinnen erst im Beruf, massiv vor allem ab 1933.

Asta Hampe besuchte gelegentlich das Studentinnenheim im Schloss, obwohl sie TH-Studentin und nicht an der Humboldt-Universität eingeschrieben war. Das Heim war eine Gründung des DAB und trug den Namen Helene Langes, seine Leiterin war die Schriftstellerin Gertrud Hamer-von Sanden, eine Freundin Gertrud Bäumers.

Nach dem Studium arbeitete Asta Hampe für den Inhaber eines Patentes, das er an die Friedrich-Krupp AG in Essen verkaufen wollte, für ein Jahr in der Krupp'schen Versuchsanstalt. Es war für sie eine nette Zeit in Essen, leider wurde das Patent nicht angenommen.

Danach arbeitete sie in Hamburg zunächst im Barmbeker Krankenhaus als Physikerin. 1933, nach nur 6 Monaten Tätigkeit dort, wurde ihr gekündigt. Der zuständige Senator schrieb einen Brief an den Direktor des Krankenhauses, Professor Dr. med. Reye. Wie der Zufall es wollte, war der Brief schreibende Senator ein Neffe von Professor Reye. Der Senator schrieb kurz und bündig: "Physik ist kein Frauenberuf – Hampe ist zu entlassen." Ihr Chef Dr. med. Happel und Professor Reye hatten sich die allergrößte Mühe gegeben, sie zu halten, doch es war vergeblich. Im NS-Staat hatten Frauen Kinder zu gebären und am Kochtopf zu stehen.

Eineinhalb Jahre arbeitete sie sodann als Angebotsingenieurin bei Kunst & Albers, einer alten Ostasienexportfirma, die vorwiegend China und die Mandschurei belieferte. Sie erinnert sich besonders gerne an ihre Spitzengeschäfte, einem Export von 100 MAN-Lastwagen nach Hankow und dem Verkauf einer kompletten Gasfabrik nach Mukden.

Danach erhielt Asta Hampe in Hamburg eine Stelle bei Philipps-Valvo. Sie wurde Leiterin eines Versuchslabors. Nach Querelen mit einem Kollegen, der gerade vier Wochen vorher eingestellt worden war, kündigte sie 1939.

Der Krieg hatte schon begonnen. Der Chef erklärte ihr, Valvo sei ein kriegswichtiges Unternehmen, sie könne nicht kündigen, sie müsse bleiben. Dies voraussehend, hatte sie sich vorsichtshalber bei der Kriegsmarine beworben, die Physiker suchte. Die Marine schickte ihr eine Dienstverpflichtung zum Nachrichtenmittel-Versuchs-kommando. Sie dachte, sie traute ihren Augen nicht, als sie den Brief erhielt. Sie wurde dienstverpflichtet nach Kiel, ihrer "Mutterstadt", in der ihre Großeltern lebten.

Asta Hampe arbeitete jedoch nur an Land, auf die Schiffe durften Frauen damals nicht. Sie musste die Laborarbeiten machen und ein Mann nahm ihre Arbeit unter den Arm, ging dann auf das Schiff und probierte ihre Arbeit dort aus. Das hat sie immer geärgert.

Eine Abteilung des Kommandos wurde nach einem Jahr nach Pelzerhaken an der Ostsee verlegt. Im Herbst konnte man dort noch schwimmen, im Winter türmte sich der Schnee bis Brusthöhe – die Unterkunft war primitiv, und es wurde ihr langweilig bei der Marine. Da sie aus persönlichen Gründen wieder zurück nach Hamburg wollte, hatte sie sich das einige Zeit überlegt. Als sie ihrem Vorgesetzten ihren Entschluss, gehen zu wollen, mitteilte, erhielt sie zunächst von ihm eine harsche Abfuhr: "Was, Sie wollen weggehen? Kommt nicht in Frage!". Sie blieb jedoch standhaft, und dann kam ihr ein Zufall zu Hilfe: Einer Mathematikerin im Kommando in Kiel hatte man die Kündigung gestattet, darauf nahm sie Bezug. So konnte Asta Hampe 1943 nach Hamburg zurückgehen. Sie begann Volkswirtschaft zu studieren.

1947 promovierte Asta Hampe mit dem zeitgemäßen Thema: "Der Einfluß der kriegsbedingten Gebäudezerstörung auf den städtischen Bodenkredit." Im Anschluss war sie Mitarbeiterin bei wohnungswirtschaftlichen Spitzenverbänden und ab 1951 Assistentin von Prof. Dr. Albert von Mühlenfels und Lehrbeauftragte für Statistik an der Universität Hamburg.

1957 habilitierte sie sich mit der wirtschaftstheoretischen Schrift "Die freie Mietpreisbildung". Hierin, sowie in ihren zahlreichen wohnungswirtschaftlichen Aufsätzen und in ihrer Arbeit über den Auftragseingangsindex, zeigt sich ihre Fähigkeit und Neigung, die Aussagefähigkeit wirtschaftsstatistischer Ergebnisse und Methoden kritisch zu würdigen.

Die erste Professorin für Statistik (1962 - 1974)

Einige Jahre nach der Habilitation wurde Asta Hampe außerplanmäßige Professorin an der Universität Hamburg. 1962 erhielt sie einen Ruf auf den

neu geschaffenen Lehrstuhl "Wirtschaftsstatistik" an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Philipps-Universität Marburg.

Nach Aussage ihres ehemaligen Assistenten hatte sie dadurch die Möglichkeit, das bis dahin nur nebenbei von Kollegen oder von Lehrbeauftragten betreute Gebiet in ihrem Sinne ganz neu aufzubauen. Eine Generation von Statistikern sei von ihr geprägt worden.

"Ihren Studenten gab sie nicht nur ein selten breites Verständnis von Statistik mit, welches nicht bei der Methodenlehre stehen blieb, sondern stets auch die Anwendung der Statistik und das Verständnis für die amtliche Statistik und empirische Wirtschaftsforschung umfasste, sondern sie beeinflusste ihre Schüler auch nachhaltig durch das Vorbild ihrer eigenen, an der Technik und den Naturwissenschaften geschulten Betrachtungsweise. Hochtrabend formulierten Spekulationen und einem *l'art pour l'art* abhold, verstand sie es stets, auch bei politisch brisanten Themen, den Kern des Problems bloßzulegen.

Wer sie persönlich kennen gelernt hat, wird nicht nur von ihrer vornehmen Persönlichkeit und ihrer natürlichen Autorität beeindruckt sein, sondern auch ihren klaren, präzisen und stets auf die Bewältigung praktischer Probleme gerichteten Denkstil bewundern.

Letzteres zu erwähnen, dürfte all denen wichtig erscheinen, die Asta Hampe in der hochschulpolitisch so unruhigen Zeit 1968/69, während sie Dekanin der Rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der Philipps-Universität Marburg war, beobachtet haben. Eine mutige und prinzipientreue Amtsführung war in der damaligen Zeit des Umbruchs eine schwere Aufgabe und verdienstvolle Leistung, und – gerade auch aus heutiger Sicht – sehr zukunftsweisend. Niemand konnte damals wissen, dass die politischen Kontroversen und marxistischen Parolen dieser Zeit einmal nach Beendigung des kalten Krieges in einem ganz anderen Licht dastehen könnten." (Zitat: "Allgemeines Statistisches Archiv" 1997, Autor: Peter von der Lippe)

Statistik und Wirtschaftskunde, u.a. der Wohnungswirtschaft, entwickelten sich zu ihrem speziellen Lehr- und Forschungsgebiet. Zahlreiche Mitgliedschaften in entsprechenden wissenschaftlichen Gesellschaften, Mitarbeit an einschlägigen Untersuchungen und Wörterbüchern, Monographien und Aufsätze in statistischen Fachzeitschriften und solchen der Wohnungswirtschaft; kennzeichnen ihren beruflich-wissenschaftlichen Lebensweg. Sie war auch ständiges Mitglied im Wohnungswirtschaftlichen Beirat des Bundesministeriums für Wohnungsbau bis zu dessen Auflösung. 1974, nach ihrer Emeritierung, kehrte Asta Hampe nach Hamburg zurück.

Ehrenamtliche Tätigkeiten

Bereits während des Studiums in Berlin gründete Asta Hampe die Gemeinschaft Deutscher Ingenieurinnen, mit der sie 1931 dem DAB beitrug. Ziel dieser Ingenieurinnen-Gruppe war es, Kontakte zu fördern sowie den Zusammenhalt unter den Studentinnen zu stärken.

Tätigkeiten im Deutschen Akademikerinnenbund

Asta Hampe wirkte auch nachhaltig im DAB, wo sie als unermüdliche Streiterin für Hochschulfragen auftrat. Sie war 1947 Gründungsmitglied der Gruppe Hamburg, ferner Mitglied des Hochschulausschusses, den sie von 1976 bis 1981 leitete. Hier war sie Nachfolgerin der Marburger Professorin Luise Berthold (1891 bis 1983), von der sie in ihrer Marburger Zeit – was Thematik, Kampfgeist und Methodik anlangte – wohl beeinflusst worden ist. Ihr frauenspezifisches Anliegen – die Verbesserung der so völlig unbefriedigenden Situation der Hochschullehrerinnen – hat hier ihre Wurzeln. In jenen Jahren war sie aber auch beeindruckt von der Persönlichkeit der Ordinaria Elisabeth Blochmann (1892 bis 1972), die in den Lehr- und Forschungszweigen Bildungsgeschichte, Sozialpädagogik und Mädchenbildung gewirkt hatte.

Nach seiner Neugründung 1949 waren beim DAB wiederum Fragen der Frauen- und Mädchenbildung, sowie die Situation von berufstätigen Akademikerinnen Schwerpunkte der Arbeit.

Bei seiner Arbeitstagung 1962 in Bad Godesberg zum Thema "Zur Situation der weiblichen Hochschullehrer" trat Asta Hampe als Referentin auf. Sie erarbeitete das Grundlagen- und Zahlenmaterial, teils – soweit vorhanden – auf Grund amtlicher Statistiken, teils nach eigenen Erhebungen. Der Bericht über diese Tagung erschien in der Schriftenreihe des Deutschen Hochschulverbandes.

Diese Tagung zeichnete sich im Übrigen durch heftige Debatten über die zwei Jahre zuvor erschienene Studie von Hans Anger über "Probleme der deutschen Universitäten" aus (Tübingen 1960), in der zahlreiche Professoren mit so krassen frauenfeindlichen Äußerungen zitiert wurden wie "Geistigkeit ist ein Privileg der Männer", "Logisches Denken liegt der Frau nicht", "Frauen, die diesen Beruf ausüben, sind keine Frauen mehr"; und so äußerte sich ein Theologe: "Gottes schlechteste Geschöpfe".

Seit 1962 wurde diese Thematik aus stets aktuellen Anlässen mit steigender Intensität verfolgt. Wie ein roter Faden durchziehen Asta Hampes Beiträge die Tagungsberichte in den Mitteilungsblättern des DAB, einer stets verlässlichen Chronik der damaligen Aktivitäten. Ältere Mitglieder werden sich an München (1974), wo über Asta Hampes Initiativen in den 60er Jahren berichtet wurde, erinnern und nicht zuletzt an die Tagung in Berlin (1986), wo dem Schlachtruf "Quoten, Quoten, Quoten" endlich der Durchbruch beschieden war.

Besonders hervorzuheben sind Asta Hampes Aktivitäten für den DAB:

- Die Leitung des von ihr in Kassel initiierten Wochenendseminars im März 1979 in Bergisch Gladbach, in der es u.a. schrille Dissonanzen bei Erörterung der Gretchenfrage "Frau sein – angeboren oder angelernt" gegeben hatte,
- ihre empirische Studie "Werden Hochschullehrerinnen diskriminiert?", in der die Ergebnisse einer Fragebogenaktion und ihre sorgfältige statistische Auswertung vorgestellt wurden, und schließlich

- ihre engagierten Ausführungen zum Thema "Was ist und was will der Deutsche Akademikerinnenbund?", die sie im Rahmen der Tagung des Hochschulausschusses zum Thema "Förderung von Hochschullehrerinnen" im April 1984 in Königswinter machte.

Auch auf internationaler Ebene innerhalb der UWE sowie der IFUW, hier vor allem auf der IFUW-Konferenz in Vancouver 1980 hat Asta Hampe zur gleichen Thematik gesprochen.

Asta Hampe gehört zu der Generation, die die erste Hälfte dieses Jahrhunderts mit erlebte: Kaiserzeit, Weltkriege und Inflation, Notjahre nach 1918 und 1945, aber auch die Weimarer Jahre und den Aufbau in den 50er Jahren. Zähes Durchhalten kennzeichnet diese Generation, Unerschrockenheit und auch ein Optimismus, der nach Rückschlägen stets zu neuem Beginn treibt. Diese Eigenschaften besitzt Asta Hampe in besonderem Maße; hinzu treten ihr Elan und ihr unermüdlicher Einsatz für fortschrittliche Maximen und Methoden, mit dem sie das Herz der jungen Kolleginnen gewann.

Nach der Wiedervereinigung war sie 1990 Initiatorin, Mitbegründerin und Vorstandsmitglied des Deutschen Hochschullehrerinnenbundes, dem ersten Zusammenschluss von Hochschullehrerinnen in Deutschland. Von Anfang an wirkten dort Hochschullehrerinnen aus den alten und neuen Bundesländern zusammen.

Hobbys / Freizeitaktivitäten

Ihr Privatleben ist so ausgefüllt wie es ihr Berufsleben einst war. Sie teilte die Sportleidenschaft der Generation ihrer Jugendjahre. Ihre Freude, in ferne Länder zu reisen, runden das bewegte Lebensbild ab.



Asta Hampe 1997

Als Zwölfjährige lernte sie reiten und genoss das "Glück dieser Erde auf dem Rücken der Pferde" bis ins hohe Alter. Während ihrer Schulzeit in Hamburg spielte sie außerdem Hockey und in ihrem ersten Münchner Semester lernte sie nach eigenen Worten "zunächst mit Skiern zu fallen und in weiteren Jahrzehnten skilaufen".

"Ach, wieso wollen Sie denn was über mich schreiben -

das ist doch alles bekannt. Ich gebe Ihnen mal den Artikel, der zu meinem 80. Geburtstag erschienen ist."

Es brauchte etwas Überredungskraft, um Asta Hampe davon zu überzeugen, erneut für eine Biografie Rede und Antwort zu stehen, daher mein besonderer Dank für ihre Geduld. Der folgende Beitrag entstand an Hand von Gesprächen, die ich mit Frau Prof. Dr. Hampe im August 1998 sowie im Januar und Februar 2001 in Hamburg geführt habe, der Auswertung des Werks von Elisabeth Boedeker, dem 1983 verstorbenen DAB-Mitglied aus Hannover "50 Jahre Habilitation von Frauen in Deutschland" (1974) und der Geburtstagslaudatio anlässlich ihres 80en Geburtstages im "Konsens" 2/87, sowie Peter von der Lippes Artikel im "Allgemeinen Statistischen Archiv" 1997.

Birgit Zich

Literaturverzeichnis

Das folgende Literaturverzeichnis enthält Beiträge nicht nur der in dieser Broschüre portraitierten Frauen, sondern auch anderer Naturwissenschaftlerinnen.

Prof. Dr. Asta Hampe

- Elisabeth Boedecker; Maria Meyer-Plath (Hrsg.)
50 Jahre Habilitation von Frauen in Deutschland
Göttingen, 1974

Ilse Knott-Ter-Meer

- Fuchs, Margot
Wie die Väter, so die Töchter
Frauenstudium an der Technischen Hochschule München
von 1899-1970
München, 1994
- Renate Strohmeier
Lexikon der Naturwissenschaftlerinnen und
naturkundigen Frauen Europas
Von der Antike bis zum 20. Jahrhundert
Verlag Harri Deutsch, 1998

Prof. Dr. Luise Krempl-Lamprecht

- Renate Strohmeier
Lexikon der Naturwissenschaftlerinnen und
naturkundigen Frauen Europas
Von der Antike bis zum 20. Jahrhundert
Verlag Harri Deutsch, 1998
- Fuchs, Margot
Wie die Väter, so die Töchter
Frauenstudium an der Technischen Hochschule München

von 1899-1970
München, 1994

Dr. Elisabeth Luyken

- Warum sind Sie Kindergärtnerin und nicht Ingenieurin geworden?
Isolde Tröndle-Weintritt; Petra Herkert (Hrsg.)
Nun gehen Sie hin und heiraten Sie!
Die Töchter der Alma Mater im 20. Jahrhundert
Kore Edition, Freiburg, 1997

Prof. Dr. Mechthild Rommel

- Gabriele Metzler
Frauen, die es geschafft haben
Portraits erfolgreicher Karrieren
Econ Verlag, Düsseldorf - Wien, 1985
- GhK-Prisma - Zeitschrift der Gesamthochschule Kassel
Nr. 31, 1983

Prof. Dr. Ingrid Roth

- Ein erfülltes Leben
Isolde Tröndle-Weintritt; Petra Herkert (Hrsg.)
Nun gehen Sie hin und heiraten Sie!
Die Töchter der Alma Mater im 20. Jahrhundert
Kore Edition, Freiburg, 1997
- Renate Strohmeier
Lexikon der Naturwissenschaftlerinnen und
naturkundigen Frauen Europas
Von der Antike bis zum 20. Jahrhundert
Verlag Harri Deutsch, 1998

Charlotte Siebers

- Schon früh lernte ich das Morsen
Bachmann, Felicitas, et al.
Weibsbildung
Elefanten Press, 1990
- DAB Kassel (Hrsg.)
Deutscher Akademikerinnenbund Gruppe Kassel 1959-
1995

Prof. Dr. Ida Valetton

- Ida Valetton
Gott schenkte mir Flügel
Verlag Dr. Kovac, 2000
- Elisabeth Boedecker; Maria Meyer-Plath (Hrsg.)
50 Jahre Habilitation von Frauen in Deutschland
Göttingen, 1974
- Renate Strohmeier
Lexikon der Naturwissenschaftlerinnen und
naturkundigen Frauen Europas
Von der Antike bis zum 20. Jahrhundert
Verlag Harri Deutsch, 1998

Über die Autorinnen

Dr. Antonia Rötger, Berlin

Verh., 2 Töchter, Studium der Physik an der Universität Karlsruhe, Diplom 1989, Promotion am CNRS in Grenoble 1993, heute als freie Wissenschaftsjournalistin, vorwiegend für die *Neue Zürcher Zeitung* und *Die Welt* tätig.

Dr. Karin Schmitz, Frankfurt a.M.

Studium der Chemie an der Technischen Universität Darmstadt, Abschluss als Diplom-Ingenieurin 1989, Promotion zum Dr.-Ing. auf dem Gebiet der Festkörperchemie 1993, heute in der Geschäftsstelle der Gesellschaft Deutscher Chemiker in Frankfurt a. M. tätig.

Anette Schüssler, Kassel

Verh., 3 Kinder, Studium der Agrarwissenschaften an der Universität Göttingen, Abschluss als Diplom-Agraringenieurin, 1985, Volontariat und Ausbildung zur Redakteurin, heute als freie Fachjournalistin für verschiedene Printmedien tätig.

Dr. Bärbel Strübing, Rostock

Studium der Chemie an der Universität Rostock, Diplom 1966, Promotion 1969, seit 1969 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fachbereich Chemie der Uni Rostock, seit 1994 Mitarbeit an frauenspezifischen Projekten.

Birgit Zich, Bremen

Studium der Elektrotechnik in Bremen und Manchester (Abschluss 1983) sowie Ökonomie (Schwerpunkte Produktionstechnik, Arbeitsrecht und Arbeitswissenschaften) in Oldenburg (Abschluss 1989), zehn Jahre Industrietätigkeit als Diplom-Ingenieurin und Ökonomin in einem Elektronikunternehmen, inzwischen als Lehrbeauftragte an der Hochschule Bremen tätig, seit 1987 Mitglied des DABs und des Arbeitskreises „Frauen in Naturwissenschaft und Technik“, von 1994-2000 Beisitzerin im Bundesvorstand.

Arbeitskreis "Frauen in Naturwissenschaft und Technik" des Deutschen Akademikerinnenbundes

Der Arbeitskreis besteht seit 1986 und verfolgt u.a. das Ziel, Mädchen und junge Frauen für naturwissenschaftliche und technische Berufe zu motivieren. Ferner unterstützt er Frauen, die sich für einen "Technikberuf" entschieden haben, sei es während des Studiums, im Beruf, in oder nach einer Familienphase: es gibt viele Anlässe, bei denen ein Netzwerk helfen kann.

Frauen aus verschiedenen technischen und naturwissenschaftlichen Berufen arbeiten im AK zusammen, Studentinnen, Berufsanfängerinnen, Frauen mit kurzer oder langer Berufserfahrung, mit und ohne Unterbrechung des Berufslebens.

Sie sind von ihren Berufsentscheidungen überzeugt, denn sie arbeiten in interessanten Tätigkeitsfeldern. Sie wissen aus eigener Erfahrung:

- Viele Frauen sind mathematisch, technisch und naturwissenschaftlich begabt
- Technik macht Spaß
- Frauen brauchen Technik
- Technik braucht Frauen

Arbeitskreis „Frauen in Naturwissenschaft und Technik“
des DAB e.V

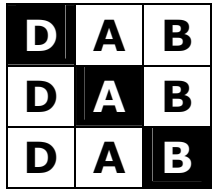
c/o Barbara Leyendecker

Dipl.-Ing. Dipl.-Wirtsch.-Ing.

Ludwigstr. 36 f, 63179 Obertshausen

Tel.: 06104/ 43029, Fax.: 06104/ 944000

E-Mail: bmw.leyendecker@t-online.de



**DEUTSCHER
AKADEMIKERINNEN
BUND e.V.**

Im Deutschen Akademikerinnenbund (DAB) schließen sich seit 1926 Frauen mit Hochschulstudium aus allen Fachbereichen zusammen. Im Zentrum steht der interdisziplinäre Austausch wissenschaftlicher und beruflicher Erfahrung. Er erfolgt in örtlichen Gruppen und überregionalen Gremien. Unsere Organisation ist unabhängig, überparteilich und überkonfessionell. Unsere Mitglieder wirken in Bildungs- und Forschungseinrichtungen, Behörden, Unternehmen und Medien. Wir vertreten die Interessen der Akademikerinnen gegenüber Hochschulen, Arbeitgebern, Parlamenten und Öffentlichkeit

Deutscher Akademikerinnen Bund e.V.

Geschäftsstelle:

1. Vorsitzende

Innovationszentrum

Dagmar Pohl-Laukamp

Breite Str. 6-8

Elsässer-Str.39

23552 Lübeck

23564 Lübeck

Tel. 0451 - 3003-330, Fax -331

Tel. 0451 - 67380

Internet: <http://www.dab-ev.org/>

eMail: info@dab-ev.org

Öffnungszeiten: Mo. - Fr. 10-13 Uhr

ISBN 3-00-007779-0

Herausgeberinnen:

Deutscher Akademikerinnenbund e.V.

- Geschäftsstelle: Innovationszentrum Lübeck
Breite Straße 6. 23552 Lübeck
Tel.: 0451-3003-330 Fax: 0451-3003-331
Email: dab@iz-lübeck.de
Internet: <http://www.dab-ev.org>

- Arbeitskreis „Frauen in Naturwissenschaft und Technik“
c/o Barbara Leyendecker
Dipl.-Ing. Dipl.-Wirtsch.-Ing.

ISBN 3-00-007779-0